This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Rat

Ein österreichischer General

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Für

Hütte und Palast.

Sammlung gediegener
österreichischer Unterhaltungsschriften.

XXII. Band:

Ein österreichischer General.

Leopold Freiherr v. Unterberger,
k. k. Feldzeugmeister.

Ein Lebensbild
von
Therese Rak.

Wien 1902.
Verlag von Heinrich Kirsch
I. Singerstraße 7 (Deutsches Haus).

Leopold Freiherr von Unterberger

k. k. General-Feldzeugmeister.

Nach einem Gemälde im Besitze der Familie Unterberger in Strengberg photographiert von Schulrat P. Udiscalc Sigl.

Ein

österreichischer General.

Leopold Freiherr v. Unterberger,

k. k. Feldzeugmeister.

Ein Lebensbild

von

Therese Rak.

Oesterreichisches Zentralbuch
zur Errichtung von Soldatenheimen
Wien, Wasagasse 1

Wien 1902.

Verlag von Heinrich Kirsch

I. Singerstraße 7 (Deutsches Haus).

Alle Rechte, besonders das der Übersetzung, vorbehalten. —
Unbefugter Nachdruck wird strafgerichtlich verfolgt.

Vorwort.

Zur Hebung und Förderung der Liebe zu Kaiser und Reich ein Scherflein beizutragen, ist der Zweck, den ich durch das vorliegende Buch zu erreichen strebe. Vielfach schon wurden Helden unseres Vaterlandes in Wort und Schrift verherrlicht, und mit Recht; aber die Geschichte unseres Landes weiß noch manche zu nennen, deren Taten auf dem Felde der Ehre wohl den Geschichtsforschern, nicht aber weiteren Kreisen bekannt geworden sind.

Das Lebensbild eines solchen Verschollenen nun will ich entwerfen. Die in der Familie Unterbergers bis zur Stunde in ungeschwächter Kraft fortlebende Überlieferung und die im k. u. k. Kriegsarchiv zu Wien und im Stiftsarchiv zu Seitenstetten aufbewahrten Dokumente bildeten nebst einigen Geschichtswerken die Quellen, denen ich das Material dazu entnahm. Die Motivierung der Handlungsweise meines Helden und einige Personen, die in sein Leben bestimmend eingreifen, beruhen auf Erfindung. Dichtung und Wahrheit also will ich dem Leser bieten, aber so, daß die letztere die Grundtöne in dem Gemälde bildet und die erstere nur die Übergänge vermittelt. Reich und abwechselnd in den Farben ist das Bild geraten, und es mußte so werden. Mannigfaltig waren ja auch die Lebensschicksale Unterbergers, denn der

Weg vom Fleischerjungen bis zum General-Feldzeugmeister ist gar weit, und da hieß es manches bekämpfen und niederringen, vieles entbehren und vielem entsagen, bis endlich nach wechselvollem Leben die Stufe der Ehre und des Ruhmes erklommen war.

Unserem Feldzeugmeister blieben die Kämpfe nicht erspart. Er war eine geistig außergewöhnlich veranlagte Natur, aber eben deshalb scheute er auch vor keinem Hindernisse zurück, um sein Ziel zu erreichen. Dieses war der Soldatenstand. Seine durch äußere Einflüsse verstärkte Neigung zu demselben bringt ihn in Widerspruch mit sich selbst und seinem Vater, der strammen Gehorsam verlangt, und er weiß in seiner Verwirrung keinen Ausweg als die Flucht. Diese führte ihn zwar zum Ruhme, aber bitter war der Weg dorthin und gerne hätte er noch als Oberst auf alle Ehren verzichtet, wenn er manches, was sein Ungehorsam verschuldete, hätte ungeschehen machen können.

Ein höheres Walten hat die Geschicke des Flüchtlings geleitet, eine Mutter hat für ihn im Himmel gebetet, und dessen möge sich der Leser mit mir im Herzen freuen und ihn bewundern, wie er im Dienste des Vaterlandes, im Kriege und Frieden, strebte, würdig den Namen eines Österreichers zu tragen.

Die Anregung zu meiner Erzählung verdanke ich dem hochw. Herrn Professor Dr. Gottfried Frieß, der mir mit gewohnter Freundlichkeit auch wissenschaftliche Behelfe zur Verfügung stellte. Was ich aus dem k. u. k. Kriegsarchiv brauchte, wurde mir in liebenswürdigster Weise durch Se. Exzellenz Feldzeugmeister Leander v. Wetzer zugemittelt.

Die Familientradition wurde mir von Herrn Leopold Unterberger in Strengberg und Herrn Professor Dr. Josef Unterberger in Salzburg auf das genaueste mitgeteilt.

Dem hochw. Herrn Josef Fuchs, Aktuar in der bischöflichen Kanzlei in St. Pölten, verdanke ich einige Anregungen zur Ausgestaltung des Charakters meines Helden. In der Ausführung des Lebensbildes selbst fand ich einen Berater an dem hochw. Herrn Professor Dr. Anselm Salzer.

Ihnen allen spreche ich hiermit meinen wärmsten Dank aus.

Ich nenne noch die von mir benützten wissenschaftlichen Werke:

1. Konstantin v. Wurzbach, Biographisches Lexikon des Kaisertums Österreich. Bd. 48.

2. Ritter v. Rittersbach, Biographie der ausgezeichneten, verstorbenen und lebenden Feldherren der k. k. österreichischen Armee von 1788—1821. Prag 1828.

3. Österreichische National-Enzyklopädie. Herausgegeben von Gräffer und Cykann. Wien 1837. Bd. 5.

4. Szöllösy, Tagebuch gefeierter Helden und wichtiger kriegerischer Ereignisse der neuesten Zeit. Fünfkirchen 1837.

5. J. B. Weiß, Weltgeschichte. Wien 1877. Bd. 6 ff.

6. Vollständige Geschichte von der Belagerung und Einnahme der Festung Belgrad durch FML. Loudon. Von einem k. k. Offizier. Prag 1790.

7. Tagebuch der Belagerung und Bombardierung der französischen Festung Valenciennes des Jahres 1793. Wien 1815.

8. Geschichtliche Beilagen zu den Konsistorial-Kurrenden der Diözese St. Pölten. Bd. 5. St. Pölten 1895.

9. A. Dolleczek, Geschichte der österreichischen Artillerie von den frühesten Zeiten bis zur Gegenwart. Wien 1887.

10. Hirtenfeld, der Militär-Maria Theresien-Orden und seine Mitglieder. Wien 1857.

11. Poggendorf, Biographisch-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exakten Wissenschaften. Leipzig 1863. Bd. 2.

12. Blätter des Vereins für Landeskunde in Niederösterreich. Wien 1868. Bd. 2.

13. Österreichischer Erbfolgekrieg (1740—1748). Bearbeitet in der kriegsgeschichtlichen Abteilung des k. u. k. Kriegsarchivs von M. K. v. Horn und A. Kienast. Wien 1898.

14. F. J. Holzwarth. Weltgeschichte. Mainz 1880. Bd. 6. ff.

So möge denn mein Büchlein seine Wanderung antreten, das Interesse an der Geschichte unseres ruhmreichen Heimatslandes allenthalben wecken und fördern und dadurch jene Liebe zu demselben entflammen, die nicht zurückschreckt, auch das schwerste Opfer für dasselbe zu bringen. So war es gemeint, und in dieser Absicht habe ich es geschrieben.

Seitenstetten, am Feste des hl. Sebastian 1902.

Therese Kak.

I. Kapitel.

Der erste Unterberger in Strengberg.

Wenn es unsere lieben Alten, Ahne und Urahne, in den reichen, weiten Bannkreis vergangenen Lebens lockt, dann erzählen sie auch gerne mit leuchtenden Augen, wie sie in ihren jungen Jahren durch die Welt gereist sind.

Wir möchten nun freilich die Verkehrsmittel unserer Tage nicht mit jenen aus der sogenannten guten alten Zeit vertauschen, aber doch hören wir alle gerne, wie es früher war, und lauschen, hingerissen von dem Zauber, der auf den Worten der Alten ruht.

Und dabei erfaßt uns Kinder einer neueren Zeit unwillkürlich ein Sehnen, ein verlangendes Heimweh nach jenen verklungenen Tagen, die für uns fast schon in das geheimnisvolle Schleiergewand lieblicher Märchen und reizender Sagen gehüllt sind.

Das umgestaltende Wirken der Neuzeit hat auch zur Verbindung von Land und Leuten vielfach andere Wege gebahnt, so daß manche Gegend und manche Ortschaft, welche früher Mittelpunkte des lebhaftesten Weltverkehrs waren, nun weitab von demselben gerückt sind. Doch sind diese Orte darum keineswegs verschollen und vergessen; ein Schimmer des hellen Glanzes ihrer einstigen Bedeutung leuchtet so lebhaft und anziehend in unser Gemüt, wie der Ahnen Mund zu uns spricht,

und wer nun den freundlichen Markt Strengberg in Niederösterreich kennt, wird diese Wahrheit mit besonderem Nachdruck bestätigen müssen.

Durch Strengberg führt die breite, solid gebaute Reichs- oder Kaiserstraße, und wer zu jener Zeit, als noch keine Schienenwege die Gegend durchschnitten und die Dampfkraft nicht allerorten Handel und Wandel lenkte und bestimmte, von der Residenzstadt Wien oder noch weiter her des Weges kam und nach den oberen Landen wollte oder in der umgekehrten Richtung reiste, mußte durch Strengberg.

Mächtige Kaiser und Könige mit ihrem stolzen Gefolge, in- und ausländische Soldatentruppen jeglicher Abteilung, ganze Regimenter mit ihren ordengeschmückten Generälen, feilschende Handelsleute mit langen Zügen hochbeladener Wagen, Wallfahrerscharen, Gauklerbanden, feine Herrschaften mit ihrem lärmenden, anspruchsvollen Dienertroß, begüterte Bürger in bequemen Reisekaleschen und was da noch an gewöhnlichem Volke so nebenher lief, kamen in bunter Reihenfolge auf der Reichsstraße daher.

Und durch Strengberg fuhr, ritt und ging man nicht so ohne weiters durch, denn dieser Ort war von altersher zur geeigneten Haltestelle bestimmt.

Da tat sich jeder gütlich an Speise und Trank, pflegte und stärkte nach seinem Bedürfnisse den ermüdeten Leib, um ihn für die Strapazen der weiteren Reise wieder frisch und leistungsfähig zu machen.

Dieser Aufenthalt in Strengberg mochte auch, abgesehen von dem süßen Behagen des Körpers, wohl keinem ein unlieb Ding gewesen sein, er hätte denn gar keinen

Sinn für ein anmutiges Stücklein der weiten Gotteserde gehabt.

Der Strengberg, etwa eine Stunde von der Donau entfernt, steigt bis zur Höhe von 359 Meter über dem Meeresspiegel hinan und verlangt immerhin, wie sein Name schon sagt, etwas Mühe und Anstrengung von dem Wanderer, der, etwa von dem nahen Wallsee herkommend, nach dem Marktflecken gleichen Namens, der den Rücken des Berges ziert, gelangen will.

Die Geschichte Strengbergs läßt sich bis in die ältesten Zeiten zurückverfolgen, und man vermutet allgemein, daß in der Nähe dieses Ortes die alte Römerstraße von Mauer nach Lorch geführt habe.

Aus einer Schrift vom Jahre 1613 geht hervor, daß „die alte Landstraße auf der Hochstraße" ober Pintberg bis ungefähr 1560 bestanden habe.

Bei der Engelmühle zwischen Maierhofen und Dorf stand wahrscheinlich ein Turm. Es wurde nämlich daselbst im Jahre 1867 darauf hinweisendes Mauerwerk bloßgelegt und eine mit L. R. (Legio Romana) bezeichnete Schüssel ausgegraben. Ein Ziegel, der im Jahre 1890 aufgelesen wurde, ist mit Leg. II. I. F. bezeichnet und gehörte vermutlich einer Legion an, von deren Lager in Österreich nur wenig bekannt ist.

Der Markt Strengberg verdankt sein Emporblühen vorzugsweise dem Benediktinerstifte Tegernsee in Bayern. Es wird angenommen, daß dieses Stift schon im achten Jahrhundert Kroißbach erworben habe. Diese Ortschaft, früher Crebezbach genannt, (auf Krebsenbach zu deuten), gehört zu den ältesten Ansiedlungen der Pfarre Strengberg und ihrer Umgebung.

Im Jahre 1031 wurde die Pfarrkirche in Strengberg erbaut und 1497 erscheint dieser Ort als Markt, erhielt die Erlaubnis, mit Wein, Getreide und Leinwand zu handeln, und jedenfalls führte um diese Zeit schon eine fahrbare Straße über den Strengberg.

In der Chronik von Strengberg, welche von manchem denkwürdigen Ereignisse berichtet, wird auch erzählt, daß in verschiedenen Jahrgängen zu Ende des 17. Jahrhunderts die Pest in recht arger Weise gewütet habe und dieser schrecklichen Krankheit viele Menschenleben zum Opfer gefallen seien.

Nach dieser beglaubigten Tatsache klingt daher die Vermutung nicht ganz unwahrscheinlich, daß auch Frau Susanna Vogl, deren Haus schon im Jahre 1533 als „Fleischbank" bezeichnet wird, ihren ersten Ehegemahl durch diese Seuche verloren habe.

Es mag der verwitweten Frau gewiß recht schwer gefallen sein, das Hauswesen und die beiden Gewerbe, Fleischhauerei und Gastwirtschaft, selbständig fortzuführen, und ihre Sehnsucht nach einem Ersatz für die verlorene Stütze läßt sich genugsam begreifen.

In Biberbach bei Seitenstetten lebte um diese Zeit ein Erhard Unterberger, der in diesem Dörfchen das Fleischerhandwerk betrieb. Sein Sohn Paul ergriff das gleiche Gewerbe und mochte vielleicht auf seiner Wanderschaft in der Fremde die verwitwete Susanna Vogl in Strengberg kennen gelernt haben. Diese fand sodann in dem jungen Manne den fehlenden Herrn und Gebieter und trat mit ihm am 2. Oktober 1685 vor den Traualtar.

In Biberbach ist das Geschlecht der Unterberger bereits ausgestorben, doch in Strengberg lebt noch heute

ein direkter Nachkomme des Paul Unterberger in demſelben Hauſe und ehrt das Andenken an ſeine Vorfahren wohl am würdigſten dadurch, daß er es gleich ihnen verſtanden hat, ſich als tüchtiger Gaſtwirt und Fleiſchhauer einen wohlangeſehenen Ruf zu verſchaffen.

Die Urſache, daß in dieſem Hauſe ſeit mehr denn zwei Jahrhunderten der Sohn den Vater jedesmal in dem gleichem Geſchäfte ablöſt, mag allerdings auch in günſtigen äußeren Verhältniſſen zu ſuchen ſein, doch dieſe allein ſind wohl nie und nimmer imſtande, einer ſolch erfreulichen Tatſache feſten Grund und Boden zu legen.

Treue Anhänglichkeit und Freude an der ererbten Scholle und dabei ein tatkräftiges Bearbeiten derſelben, kein träges Hindämmern und feiges Sichgehenlaſſen, ſondern unverzagtes, entſchloſſenes Handeln und verdoppelte Klugheit und Umſicht erhalten dem Menſchen Haus und Hof. Und daß ein ſolcher Geiſt in dem Unterbergerhauſe voll friſchen Lebens ſeine Schwingen regt, wird keiner wegzuleugnen verſuchen, welcher den ſtrammen Beſitzer von heute kennt, der an ſeiner Gattin ein treues Weib und eine fleißige Gefährtin gefunden hat.

Die Ehe des Paul Unterberger, der als erſter dieſes Namens in Strengberg lebte, wurde im Jahre 1687 mit einem Mädchen geſegnet, das in der heil. Taufe den Namen Eliſabeth erhielt. Derſelben folgte im Jahre 1689 ein Schweſterlein, die Maria Suſanna, und im Jahre 1691 geſellte ſich zu den beiden munteren Mädchen noch ein drittes hinzu, die Maria Salome.

Die Mutter war froh, an den heranwachſenden Töchtern bald eine tüchtige Hilfe für ihre häusliche

Arbeit erhoffen zu können, und auch der Vater hatte ſeine herzliche Freude an dem lieblichen Kleeblatt, aber allgemach wurde ihm bange, ob nicht am Ende ſeinem Hauſe der erſehnte Stammhalter verſagt bleiben ſollte.

Dieſe Befürchtung legte ſich erſt im nächſten Jahrhundert, als Frau Unterberger 1704 die längſt verſtaubte und zurückgeſtellte Wiege ſammt allem Zubehör wieder neu in Stand ſetzen ließ, um dem kleinen Spätling, dem Johann Peter, ein recht behagliches Neſt zu bereiten.

Die drei Schweſtern, dem müßigen Tändelſpiele der Kinder freilich ſchon abhold, fanden doch des Jubelns kein Ende über die neu erſchienene lebendige Puppe. Sie hätſchelten und betreuten den Buben voll inniger Sorgfalt, behüteten um die Wette ſeine Schritte und Tritte, und es war faſt zu wundern, daß bei ſolch weichlichem Frauengetue doch ſchließlich aus dem Johann Peter ein ganzer Mann und ein tüchtiger Fleiſchhauer wurde.

Er übernahm in ziemlich jungen Jahren das Haus und Gewerbe ſeines Vaters, und in dem Stammbaum der Familie ſteht aufgezeichnet, daß dem Johann Peter Unterberger und ſeiner Gattin im Jahre 1731 der erſte Sprößling ihrer Ehe geboren wurde.

Sehr lange blieb der kleine Burſche, den man „Joſef“ nannte, wohl nicht der einzige Erbe von Haus und Hof, auch durfte er nicht fürchten, daß ihn etwa böſe Langeweile erfaſſe, denn Jahr für Jahr rückte ein lieber Spielgefährte nach dem andern an und als am 27. Oktober 1734 ein „Leopold“ das Licht der Welt erblickte, wurde er bereits von drei älteren Brüdern begrüßt.

Auch die Schweſtern blieben nicht aus, und der geplagten Hausfrau und Mutter mochte wohl ſchließlich

der gar so reiche Ehesegen manch schweren Seufzer entlocken. Aber wenn wieder so ein pausbackiger Bube oder ein zierliches Mädchen frisch und rosig in dem bebänderten Steckkissen lag, dann konnte sie doch nicht anders, als das neugeborene Kindlein voll überschwänglicher Liebe an das Herz zu drücken und mit treuer Hingabe für sein fröhlich Gedeihen zu sorgen.

So wuchs denn auch die junge Welt im Hause des Unterberger gesund und kräftig heran freute sich ihrer sorglosen Kindheit. Wenn man aber die muntere Schar ein wenig näher beobachtete, konnte man bald bemerken, daß des Poldl Gebaren ein besonders lebendiger Geist lenke und leite.

Und gerade zu jener Zeit, als Poldl just anfing in der Werktagsschule zu sitzen, ging unser liebes Land Österreich schweren, stürmischen Zeiten entgegen.

Auch Strengberg blieb nicht unberührt von dem Walten der Feinde, sondern wurde von mancher Not und Bedrängnis empfindlich getroffen.

Dem kleinen Poldl des Unterberger aber ging der traurige Umschwung, der ohne Erbarmen den Frieden aus unserem Lande vertrieb, ungemein lebhaft zu Herzen, wenn er auch die Lage der Dinge mit seinem unreifen Kinderverstande, der eben erst mit der Fibelweisheit zu kämpfen begann, noch gar nicht zu erfassen und zu begreifen vermochte.

II. Kapitel.

Maria Thereſias Regierungsantritt.

Kaiſer Karl VI. war im beſten Mannesalter am 20. Oktober 1740 geſtorben. Er war der letzte männliche Sproſſe des Habsburgerhauſes und dieſes hatte der Verblichene ſtets im Auge behalten und in all ſeinen möglichen Folgen wohl überlegt und erwogen.

Um nun zu verhindern, daß die öſterreichiſchen Länder nach ſeinem Tode geteilt und zerſplittert würden, hatte der Kaiſer ſchon im Jahre 1713 nach fünfjähriger, kinderloſer Ehe ein beſonderes Erbfolgegeſetz erlaſſen, welches die pragmatiſche Sanktion genannt wird und noch heute in voller Kraft beſteht.

Nach dieſem Geſetze ſollte für den Fall, daß der männliche Stamm ausſtürbe, die Erbfolge auf die weibliche Linie übergehen.

Karl VI. wurde wohl im Jahre 1716 Vater eines Knaben, doch ſtarb derſelbe ſchon nach wenigen Monaten. Die drei nach ihm gebornen Kinder waren Mädchen, und ſo fielen nach dem Tode des Kaiſers die Erbländer an ſeine älteſte Tochter Maria Thereſia.

Prinz Eugen von Savoyen, der edle Ritter mit dem ſcharfblickenden Geiſte, der ſich bekanntlich als Feldherr Öſterreichs unſchätzbare Verdienſte erworben hatte, war

ein treuer Ratgeber des Kaisers und meinte ganz richtig: „Ein starkes Heer und eine wohlgefüllte Staatskasse ist die beste pragmatische Sanktion".

Doch Kaiser Karl VI., ein außerordentlich gewissenhafter und gerechter Herrscher, setzte diese Eigenschaften auch bei anderen voraus und bemühte sich unablässig, ohne die schwersten Opfer zu scheuen, die Anerkennung des Erbfolgegesetzes bei allen Staaten zu erreichen. Er glaubte, dadurch das Land auf unerschütterliche Grundfesten zu bauen, und starb in dem guten Glauben, seiner Tochter ein unantastbares Erbe zu hinterlassen.

Maria Theresia, am 13. Mai 1713 geboren und am 12 Februar 1736 mit Franz Stephan von Lothringen vermählt, war eine Frau, deren Wesen der venetianische Botschafter Foscarini so treffend in die wenigen, aber inhaltsvollen Worte zusammenfaßte: „Man würde sie als Erbin des Hauses Österreich berufen, wenn unter allen Frauen der Welt die Wahl freistünde".

Maria Theresia hatte bald die Herzen aller Untertanen gewonnen und das Volk jubelte seiner jungen Kaiserin voll Begeisterung und Liebe entgegen. Die edle Monarchin, von glühender Sehnsucht beseelt, „ein glückliches Land, ein sonniges Österreich" zu schaffen, war unermüdlich bestrebt, zum Wohle des Landes allenthalben Verbesserungen in das Leben zu rufen und alte Übelstände zu beseitigen, um so für segensvolle Neugestaltungen Raum und Boden zu gewinnen.

Doch leider war es diesen edlen Bemühungen zur Förderung des Friedens und der Wohlfahrt für Land und Volk nicht lange gegönnt, frei und ungehindert die Schwingen zu entfalten.

Die erhabene Herrſcherin wurde ſchon in der erſten Zeit ihrer Regierung durch die mißliche Lage der Dinge unbarmherzig an die ernſte und ſchwere Aufgabe gemahnt, vor allem anderen der wichtigſten Bedingung, der Erhaltung des Reiches, gerecht zu werden.

Glauben und Vertrauen auf Menſchenworte haben ſich noch zu allen Zeiten gar häufig als trügeriſche Waſſerbauten erwieſen und Neid und Habgier ſind rohe, gewaltſame Kämpen, die ſich nicht viel um Geſetze und Verträge zu kümmern pflegen, und ſo zeigte ſich auch jetzt die pragmatiſche Sanktion keineswegs als eine feſte Gewähr für den ſicheren Beſtand der Erbländer der Tochter Karls VI.

Da glaubte vor allem Karl Albert, Kurfürſt von Bayern, ein Nachkomme einer Tochter Ferdinands I., berechtigt zu ſein, Anſprüche auf den Beſitz Öſterreichs erheben zu können. Er fand an Frankreich, das ihm unter gewiſſen Bedingungen tatkräftige Hilfe verſprach, einen mächtigen Bundesgenoſſen.

Auch Spanien und Sachſen, gleichfalls mit Öſterreich verwandte Häuſer, ſtellten ſich mit der offen dargelegten Abſicht, ihr die ererbten Länder ſtreitig zu machen, Maria Thereſia feindlich gegenüber.

Der erſte Angriff jedoch erfolgte von Seite des tatendurſtigen, eben erſt zur Regentſchaft gelangten Königs Friedrich II. von Preußen. Dieſer fiel ſchon anfangs Dezember 1740 ohne jegliche Kriegserklärung in Schleſien ein, um einen großen Teil dieſes Landes unter ſeine Krone zu bringen.

Durch die entſcheidende Schlacht bei dem Dorfe Mollwitz in der Nähe von Brieg am 10. April 1741, wo-

bei Österreich seinen tapferen General Römer verlor, gelangte Schlesien wirklich in die Gewalt von Preußen.

Mittlerweile hatten auch die übrigen Feinde die Ausrüstungen ihrer Heere mit regem Eifer betrieben, und die Lage des Landes war bei dem ungenügenden Stande der kaiserlichen Truppen und den zerrütteten finanziellen Verhältnissen als eine wahrhaft trostlose zu bezeichnen.

Es gehörte der starke, unverzagte Geist, der sich in dem Bewußtsein kräftigte, in vollem Rechte zu sein, und das feste, unerschütterliche Gottvertrauen einer Maria Theresia dazu, um nicht mutlos die Waffen zu strecken.

Durch ein französisches Heer von 20.000 Mann unter dem Kommando des Marschalls Beleisle verstärkt, rückten die Bayern im Spätsommer 1747 durch Schwaben gegen Österreich vor.

Am 16. September nahm Kurfürst Karl Albert die Hauptstadt Linz in Oberösterreich ohne jeden Schwertstreich in seinen Besitz und am 19. mußten ihm die dort versammelten Stände die Huldigung als Herrn von Österreich leisten.

Nun aber war am 22. Mai eben dieses Jahres in Nymphenburg bei München zwischen Frankreich, Spanien und Bayern ein Bundesvertrag geschlossen worden, wobei auch vereinbart wurde, wie die österreichischen Länder an die verschiedenen Mächte verteilt werden sollten.

August III., König von Sachsen und Polen, trat an dem gleichen Tage, an welchem sich der Kurfürst von Bayern in Linz huldigen ließ, ebenfalls dem Nymphenburger Bündnisse bei und kommandierte auch sofort ein Heer von 20.000 Mann nach Böhmen, um von der

ihm zuerkannten Markgrafſchaft Mähren Beſitz zu ergreifen.

So hatte ſich alles gegen Öſterreich erhoben; Fürſten und Könige mit mächtigen Scharen ſtreitbarer Mannen kämpften gegen die junge Erbin aus dem Habsburgerhauſe, die mit ihren Soldaten und den ſchlecht befeſtigten Grenzen nicht einmal imſtande war, ſich nur nach einer Seite erfolgreich zu wehren.

Auch dem FML. Graf Palffy, welcher bei dem Einmarſche der Bayern und Franzoſen in Oberöſterreich dieſes Land verteidigen ſollte, war es nicht möglich, ſich mit ſeinen wenigen Truppen zu behaupten.

Er zog ſich mit denſelben landeinwärts über die Traun bis Wallſee zurück und ließ, um dem Feinde den Weg abzuſchneiden, alle Brücken, die über den Ennsfluß führten, vollſtändig zerſtören.

Der Kurfürſt jedoch befahl, Schiffsbrücken über den Strom zu ſchlagen, und am 1. Oktober überſchritt die bayriſch-franzöſiſche Armee ungehindert die Enns.

Der franzöſiſche General Beleisle wollte mit den Truppen nach Böhmen ziehen, doch Karl Albert entſchloß ſich nach längerem Schwanken, dieſelben gegen Wien und zwar zunächſt an die Ybbs vorrücken zu laſſen.

Noch am 1. Oktober marſchierten die Bayern und Franzoſen in drei mächtigen Kolonnen bis Erla-Kloſter, wo ſie einen Tag blieben, um am 3. Oktober ihren Einzug in Strengberg zu halten.

III. Kapitel.

Mutter und Kind.

Der Einmarsch der Bayern und Franzosen brachte für Strengberg eine sehr bewegte, stürmische Zeit und auf keinen Fall war dabei zu verkennen, daß nicht gutgesinnte Freunde, sondern scharfbewehrte Feinde, deren oberster Machthaber sich schon als Herr von Österreich fühlte, die Gegend durchzogen.

Gar mancher Landmann, der erst vor wenigen Wochen mit saurer Mühe die Fechsung seiner Felder und Wiesen unter dem schützenden Dache geborgen hatte, mußte es jetzt seufzend sehen, um wie viel schneller den beuteluſtigen Soldaten das Leeren der Scheuern gelang.

Freilich mochte der beraubte Besitzer das Heu und den Hafer jetzt leichter entbehren, denn keine hungrigen Mäuler streckten sich den Krippen verlangend entgegen. Die feindlichen Krieger, frohlockend ob der wohlgenährten Bewohner, waren nämlich nicht säumig gewesen, auch die Stallungen gründlich zu räumen.

Die Bäuerin jammerte laut in Stube und Kammer bei den erbrochenen Kasten und Truhen um manches wertvolle Kleinod, das jahrelang des Hauses Reichtum und Zierde gewesen war. Sie las weinend die Trümmer mutwillig zerschlagener Geräte zusammen, während der besonnenere Bauer schließlich noch darin Trost fand, daß ihm doch wenigstens das festgezimmerte Dach über dem

Kopfe ſtand. Anderen, die es vielleicht verſucht hatten, den Plünderern Widerſtand entgegenzuſetzen, war es noch weit ſchlimmer ergangen.

Es war eben nicht leicht, das marſchierende Heer, in dem ſchon mächtig die wilde Kriegsluſt pulſierte, in guter Zucht und Ordnung vorwärts zu bringen, und obwohl eben erſt in Enns der ſtrenge Befehl an die Mannſchaft ergangen war, ſich in die vorgeſchriebene Disziplin willig zu fügen, machte ſich trotzdem, beſonders bei den lebhaften Franzoſen, gerade in jenen Tagen das geſteigerte Gegenteil geltend.

Übrigens blieben die franzöſiſchen Truppen nicht lange im Orte, ſondern rückten ſchon am 5. Oktober gegen Amſtetten vor, um am 6. Ybbs zu erreichen, während die bayriſche Armee in Strengberg blieb, um die Ankunft des Kurfürſten Karl Albert zu erwarten.

Dieſer war in Linz zurückgeblieben, denn ein Hochwaſſer, welches die über die Enns geſchlagenen Schiffsbrücken zerſtört hatte, verhinderte ihn, gleich nach erfolgter Huldigung der oberöſterreichiſchen Stände wieder mit ſeinen Soldaten zuſammenzuſtoßen.

Erſt am 6. Oktober konnte der Kurfürſt die Reiſe von Linz nach Strengberg unternehmen, wobei er bis Enns von der zweiten franzöſiſchen Kavallerie-Diviſion G. L. Comte de Ségur begleitet wurde.

Wer in jenen Tagen die Straßen Strengbergs durchſchreiten mußte, der mochte ſicherlich dazu ſeine flinkſte Gangart wählen und war über die Maßen froh, wenn er wieder durch das vorſichtig geöffnete Tor ſeines Hauſes hineinſchlüpfen konnte und mit heiler Haut dem *wilden* Tumulte entronnen war.

Die Tummelplätze der Kinder waren verödet, die Schulen geſchloſſen, und beſorgte Hausväter ſuchten ihre teuerſten Güter, Weib und Kind, hinter doppelt behüteter Schwelle zu bergen.

Auch die Gattin Unterbergers ſaß daheim in einem Zimmer des oberen Stockwerkes, ihre Buben und Mädchen um ſich, während der Mann mit den Wirtſchaftsknechten und Fleiſcherburſchen die zahlreich einquartierten feindlichen Gäſte aus Bayern verſorgte.

Die Kinder hatten ſich bald an ihre Verbannung gewöhnt. Joſef, das älteſte, ſchon ein ganz verſtändiger Junge, ſaß voll Eifer über ſeinen Büchern und Schulſchreibheften, während die anderen Buben aus roh behauenen Klötzchen allerlei Bauwerk zuſammenſtellten.

Den beiden größeren Mädchen hatte die Mutter eine noch aus ihrer eigenen Jugendzeit ſtammende Schachtel mit bunten Fleckchen und ähnlichem Flitter hervorgekramt, worin jene nun voll Entzücken mit hochroten Backen und glänzenden Augen herumhantierten.

Frau Unterberger ſah recht müde und angegriffen aus; das jüngſte Kind war erſt wenige Monate alt, ſie trug es hätſchelnd auf den Armen herum, um es zum Schlafen zu bringen, während leiſe der Poldl an ihre Seite heranſchlich. Er hatte den Geſchwiſtern bald da, bald dort bei ihren Spielen zugeſchaut, ſich auch daran ein wenig beteiligt und dann einmal für ein Weilchen ſeine Fibel hergenommen, aber ſo recht zu feſſeln vermochte ihn keines dieſer Dinge.

Dem kleinen Jungen gingen ganz andere Gedanken im Kopfe herum, und da ſollte die Mutter jetzt Aus-

kunft geben. Er wollte Näheres über die Einquartierung der blauen Krieger wiſſen.

Soldaten waren ſchon oft durch die Ortſchaft marſchiert und Poldl hatte ihr Kommen ſtets mit großer Freude begrüßt. Einer der Fleiſchergehilfen, oder wenn er ſich Zeit nahm, wohl auch der Vater hatten ihn dann auf ihre ſtarken Arme genommen und ſie waren miteinander auf den breiten Anger neben der Reichsſtraße gewandert, um den Einmarſch der Truppen zu ſehen.

Solche Tage warem dem Bürſchlein ſo lieb wie die Beſcherung am Nikolausabend und es konnte ſich nicht ſatt ſehen an den ſtrammen Männern, wie ſie da in gedrängten Reihen in ihren buntfarbigen Trachten mit den glitzernden Waffen an ihm vorüberſchritten. Und kamen ſie gar auf flinken Roſſen heran, ei ja, das war freilich noch tauſendmal ſchöner als wie das langſame Fußvolk. Wie doch die ſchlank gebauten Tiere mit hoch erhobenen Köpfen und ſchnaubenden Nüſtern einherſtolzierten, gerade als ob ſie es wüßten, um wie viel ſchmucker ihr Ausſehen ſei, als das der plumpen Ackergäule im Stalle des Vaters daheim.

Dem Jungen klopfte das Herz ſchneller in der Bruſt, es kribbelte ihm in Armen und Beinen, unwillkürlich ſchlug er mit dem Getrabe der Reiter den Takt. Heißa juchhei! — Wer da nur einmal mitreiten könnte!

Kam dann Einquartierung ins Haus, ſo war Poldl ſchon in den erſten Tagen mit derſelben innig befreundet und es wechſelte auch ein jeder gerne mit dem geweckten Kinde Rede und Antwort. Ein Soldat, der das Drechſeln verſtand, ſchnitzte ihm Säbel und Flinte und klebte einen ſtattlichen Helm mit wallendem Buſche zuſammen.

Poldl war über dieſe geſpendeten Schätze ganz ſelig geweſen und wäre am liebſten ſofort mit dem freundlichen Krieger in die Ferne gezogen.

Jetzt aber war das alles ganz anders. Die Männer im Hauſe trugen ſamt und ſonders finſtere Mienen zur Schau, die Mutter war ſchweigſam und ging mit verweinten Augen herum, ſelbſt dem Poldl fiel's auf, und als er den Joſef darüber befragte, wußte auch der nichts Rechtes zu ſagen. Er war doch ſonſt ein ſo kluger Geſelle.

Vom „Soldatengucken" war keine Rede, und Poldl hätte um keinen Preis darum eine zweite Bitte gewagt, ſo ſtrenge war er bei der erſten von dem Vater abgewieſen worden. Auch Schule gab es keine, ſo daß man nicht einmal da die erſehnte Gelegenheit fand, ein wenig auf die Gaſſe zu kommen. Und jetzt hatte gar der Vater befohlen, daß ſie ſich mit der Mutter in der hinteren Stube aufhalten ſollten; beileibe ſollte ſich keines der Kinder über die Treppe hinab wagen. Was dem Vater nur einfiel? Zu langweilig war's.

Ja wenn ſie noch in den vorderen Gemächern beiſammen wären, etwa im roten Zimmer drüben, da könnte man doch durch die Fenſter das Treiben auf dem Marktplatze ſehen. Toll genug mochte es zugeh'n, der Lärm und das Gejohle war ja bis hierher in dieſen Winkel zu hören. Und wie ſie auch unten im Hauſe rumorten!

Poldl brannte vor Begierde, tauſend verſchiedene Fragen zu ſtellen, und als jetzt endlich der kleine Schreihals auf Mutters Armen entſchlafen war, zupfte er die Frau ganz fühlbar am Rocke.

„Nun, Poldl, was willst du?“ fragte die Mutter.

„Geh, Mutterl, höre mich doch einmal an, ich möchte dich etwas fragen. Du, warum dürfen wir denn gar nicht ein wenig zu den Soldaten hinunter? — Das ist doch immer so lustig. Es ist wahrlich von dem Vater nicht lieb, daß er uns hier oben so eingesperrt hält.“

„Pst, pst!“ wehrte die Mutter, „nur nicht mit dem rechten, was der Vater befiehlt.“

Poldl hörte diese Zurechtweisung kaum, sondern fuhr eifrig zu fragen fort.

„Ach, Mutter, warum dürfen wir jetzt die Schule nicht besuchen? Ist der Lehrer krank? Und bist du auch krank, liebe Mutter?“

Die Mutter bettete, während Poldl in dieser Weise unaufhörlich fragte und plauderte, ihr Kleinstes in die gelockerten Kissen der Wiege, dann aber zog sie den Jungen auf dem weichgepolsterten Sopha an ihre Seite heran. Sie wußte es schon, ihr Viertgeborner war keiner der sich mit den bloßen Tatsachen zufrieden gab. Der hatte bei allem und jedem gleich sein „Warum?“ und „Wozu?“ in Bereitschaft. Man wußte oft gar nicht, wie man ihm alles beantworten sollte, aber heute war es der Mutter ohne langes Besinnen vollständig klar, was sie ihrem wißbegierigen Büblein mitteilen wollte.

Auf Österreichs Völkern lag es wie ein schwerer drückender Alp, der jedes freie Aufatmen wehrte und alle Stände und Geschlechter ergriff. Die Bedrängnis des von allen Seiten bedrohten Vaterlandes, die Not und Hilflosigkeit der jungen Monarchin versetzten die Herzen der Reichsuntertanen in Trauer und Angst.

Zorn und wilder Ingrimm kochten im Manne über

die Willkür und das rücksichtslose Gebaren der auswärtigen Fürsten, die, gelobten Eidschwur vergessend, schimpfliche Verträge schlossen und voll Habgier mit ihren Soldaten das Land besetzten.

Die weichen Herzen der Frauen hingegen quollen über von Mitgefühl und innigster Teilnahme an dem Geschicke Maria Theresias; sahen sie ja doch in der Regentin des Landes natürlich vor allem das ihnen Zunächstliegende, „die Frau und Mutter", die ihren ersten Sohn unter solch trostlosen Verhältnissen zur Welt bringen mußte, nicht wissend, wie sich ihre und ihrer Kinder Zukunft gestalten würde.

Auch Frau Unterberger dachte oft und viel an die junge Kaiserin. Als das Anrücken der Feinde gegen Strengberg bekannt wurde und Herr Unterberger bestimmte, daß die Gattin mit den Kindern nach oben zöge, damit die schonungsbedürftige Frau möglichst wenig von der Unruhe im Hause belästigt würde, befolgte diese eigentlich nur widerwillig den wohlgemeinten Wunsch ihres Mannes.

Gleichsam fremd und zurückgesetzt im eigenen Hause, fühlte sie dadurch umso tiefer das ihr ähnlich erscheinende Schicksal der geliebten Monarchin, und davon sollte jetzt auch ihr Junge erfahren.

Die allezeit fleißige Mutter nahm das Strickzeug zur Hand, und recht enge schmiegte sich Poldl an sie, um ja kein Wort von der Erzählung zu verlieren. O wie anziehend begann dieselbe doch gleich.

„Weißt du, Poldl, solche Orte wie Strengberg, wo die Häuser in langen Reihen beieinander stehen, und in jedem Hause andere Leute wohnen, gibt es sehr viele

auf der Welt. Es ſind noch weit größere darunter, und ſo eine Menge von Ortſchaften mit ihren Straßen, Gärten, Feldern und Wieſen und den großen Wäldern, Bergen und Flüſſen, die ſo anmutig ſich dazwiſchen hinziehen, nennt man ein Land. Das Land nun, in welchem unſer liebes Strengberg liegt und Haag, Öd und Wallſee, wo du doch ſchon überall warſt, und auch jene Kirchen und die Häuſer, die man über der Donau und noch eine lange Strecke weiter hinaus ſieht, ſo daß man viele, viele Tage reiſen müßte, um alle dieſe Orte zu beſuchen, heißt Öſterreich und hat dem Kaiſer Karl gehört. Derſelbe iſt im vorigen Jahre geſtorben und weil er keinen Buben beſaß, der jetzt nach ihm hätte Kaiſer ſein können, hat er das Land ſeiner älteſten Tochter geſchenkt. Das iſt eine gute, ſchöne Frau mit Namen Maria Thereſia und weil wir in Öſterreich wohnen und dieſes Land jetzt ihr Eigentum iſt, ſo iſt Maria Thereſia unſere liebe Landesmutter geworden. Doch weißt du, Poldl, es ſind noch viele andere Kaiſer und Könige auf der Welt, die auch große und ſchöne Länder beſitzen, aber noch immer mehr haben wollen. Und darum möchten ſie der Kaiſerin Maria Thereſia ihr Land wegnehmen und dann unter ſich verteilen."

Poldl hatte mit eingehaltenem Atem den Worten der Mutter gelauſcht, aber jetzt unterbrach er ſie jäh und ſagte mit klopfendem Herzen:

„Wegnehmen, Mutter, das wollen die fremden Könige tun?"

„Freilich, mein Kind, wollen ſie das. Gelt, das iſt recht böſe von ihnen? — Und jetzt will ich dir auch

gleich erzählen, warum der Vater bestimmt hat, daß wir in diesen Tagen hübsch oben in der hinteren Stube bleiben sollen. Denn wisse, Poldl, die Soldaten, welche sonst immer hier durchgezogen sind, das waren unsere Freunde. Es waren Soldaten, die früher dem Kaiser Karl gehörten und jetzt seiner Tochter Maria Theresia dienen, um sie und uns alle, die wir in Österreich leben, in jeder Not und Gefahr zu beschützen. Darum waren sie auch immer so lieb und freundlich mit dir und wir haben sie gerne im Hause behalten. Aber die Soldaten, welche jetzt in Strengberg einmarschiert sind, die hat jener fremde Kaiser geschickt, der unserer armen Landesmutter ihr Eigentum wegnehmen will. O, Poldl, unter diesen Soldaten gibt es recht finstere, unfreundliche Männer, die wirklich schon glauben, Österreich sei in ihrem Besitze. Sie nehmen keine Rücksicht und reißen an sich, was ihnen gerade gefällt. Und darum dürfen sich auch die kleinen Buben und Mädchen ja nicht hinaus auf die Gasse wagen, damit ihnen nicht irgendwo ein Leides geschehe. Jetzt weißt du auch, warum der Lehrer die Schule schloß".

„Du, Mutter," sagte jetzt Poldl voll Eifer, „da sollen halt unsere Soldaten kommen und die fremden Krieger verjagen."

„Ja gewiß, lieber Poldl, das wäre schon recht, wenn es sich nur ausführen ließe. Aber ach, unsere gute Kaiserin hat nur wenig Soldaten. Die anderen Kaiser besitzen viel größere Scharen und diese fallen dann über die unseren her, schießen sie nieder oder fangen sie ein und dann gehört wirklich das Land Österreich ihren gewaltsamen Herren."

Während die Mutter auf ſolche Weiſe mit Poldl die Drangſal des Landes beſprach, waren auch die anderen Knaben herbeigekommen, denn einem jeden ſchien die Sache reizvoll und neu, aber keinem weckte ſie ein ſo lebendiges Intereſſe im Herzen, wie dem unermüdlich fragenden Poldl, bis endlich die Mutter mit entſchiedenen Worten an das Schlafengehen erinnerte.

Willig folgten die Kinder und als dann Frau Unterberger ſachte von einem Bettchen zum anderen ſchritt, um ihre lieben Kleinen mit dem geweihten Waſſer zu beſprengen, waren ſie alle feſt eingeſchlafen, nur Poldl lag noch mit hellen, offenen Augen da. Flugs ſaß er jetzt aufrecht im Bette, ſchlang ſchmeichelnd ſeine Arme um den Hals der Mutter und bat in flüſterndem Tone:

„Geh, liebes Mutterl, ſetze dich noch ein bißchen her zu mir und plaudern wir noch ein wenig von der Kaiſerin Maria Thereſia.“

„Aber, Junge, dazu iſt doch morgen noch Zeit,“ entgegnete verweiſend die Mutter, „jetzt ſollſt du hübſch ſchlafen, ſieh' doch, von deinen Geſchwiſtern iſt keines mehr wach.“

„Ja, Mutter, gleich ſchlafe ich ein, aber erſt ſage mir noch, wo die Kaiſerin wohnt. Wohl recht weit von hier? Viel weiter noch als Wallſee und Haag?“

„Unſere liebe Kaiſerin wohnt in Wien; das iſt eine große, prächtige Stadt mit vielen ſchönen Häuſern und Kirchen. Und freilich iſt es weit. Da müßte man lange, recht lange auf der Reichsſtraße längs der Donau hinunter gehen, bis man endlich einmal nach Wien gelangen würde.“

Eine Weile sah der Poldl seiner Mutter recht nachdenklich in das milde Gesicht, dann hub er wieder an:

„Mutter, hat denn die Kaiserin auch so kleine Buben und Mädchen wie du?"

Frau Unterberger unterdrückte bei dieser Frage nur mit harter Mühe die heiß aufsteigenden Tränen und ihre Stimme bebte, als sie dem Knaben folgende Antwort gab:

„Ja, Poldl, sie hat auch Kinder, gewiß recht liebe, herzige Kinder, und denke nur, ein Büblein hat sie auch, so klein, wie das Annemariele in der Wiege dort. Es heißt Josef, gleich deinem ältesten Bruder. Ach, die arme Landesmutter tut mir so unendlich leid und ich bin recht traurig darüber, daß sie ihr das Land wegnehmen wollen."

In dem Gesichte des Poldl fing es zu zucken an, das feine Mündchen verzog sich, während in den großen Augen helle Tränen erglänzten, und mit erhöhter Stimme brach jetzt der kleine Bursche in die heftigen Worte aus:

„Nein, Mutter, nein, sie sollen aber der Kaiserin das Land nicht wegnehmen, nein, sie sollen es nicht."

„O ruhig, ruhig, Poldl, du weckst mir ja die kleinen Mädchen aus dem Schlafe auf," wehrte erschrocken die Mutter.

Der Knabe dämpfte wohl seine Stimme, denn die schlafenden Mädchen hatte er lieb, aber zufrieden gab er sich nicht.

„O wenn der Vater morgen heraufkommt, will ich ihm sagen, daß er die fremdem Soldaten alle totschießen soll. Und in jedem Hause sollen sie es tun. Ja wäre ich nur groß, da käme mir sicherlich keiner herein."

„Aber, Poldl, ſei doch nicht ſo wild und ducke dich hübſch artig in die Kiſſen zurück. Ich will mich jetzt auch zur Ruhe legen, aber weißt du, mein Herzchen, was wir vorher noch tun? — Schau, Poldl, wir beide können der armen Kaiſerin nicht helfen und nicht die fremden Soldaten erſchlagen, aber wir können den lieben Gott bitten, daß er der guten Landesmutter helfe, er iſt ja doch weit ſtärker als wir und auch viel mächtiger als alle die anderen Kaiſer und Fürſten.“

Durch die beſchwichtigende Macht der ſanften Mutterſtimme bezwungen, legten ſich allgemach die ſtürmiſchen Wogen in dem Gemüte des Knaben; es tröſtete ihn, für die Kaiſerin beten zu ſollen, denn ſein Herz war gut geartet und fromm.

Er hielt gehorſam die Hände zuſammen und während er der Mutter Wort für Wort die inniggefaßte Formel jenes Gebetes nachſagte, das der liebe Gott gnädig für den Frieden des Landes erhören ſollte, überkam ihn plötzlich der Schlummer. Er hörte die Mutter nicht mehr, doch hielt er noch immer die Händchen ineinandergeſchlungen.

Die Frau ſaß noch lange, in ſtilles Sinnen und Beten verſunken, an dem Lager des Knaben. Sie legte voll frommer Ergebung alles, was ſie bedrückte und quälte, dem Schöpfer zu Füßen und als ſie ihre Kinder dem Schutze des Allerhöchſten befahl, war es vor allem der Poldl, deſſen ſie mit beſonderer Sorge gedachte.

Das Kind war ſo lebhaft und ungeſtüm in all ſeinem Denken und Handeln, mit heißer Leidenſchaft erfaßte es jegliches Ding, und dabei beſaß es ein ſo weiches, mitfühlendes Herz.

„Wie wird es sich dereinst im Kampfe des Lebens bewähren?“ seufzte die bekümmerte Liebe der Mutter und ihr Auge sah mit banger Ahnung in das Antlitz des schlafenden Sohnes.

Derselbe warf sich jetzt aufgeregt im Bette herum, voll Hast stießen die Lippen zornige Worte hervor, und die kleinen Finger, die vorerst noch zum Gebete gefaltet waren, ballten sich zur drohenden Faust. Sachte löste die Mutter dieselbe und auf die finstergerunzelte Stirne des Knaben drückte sie voll Inbrunst das Zeichen des heiligen Kreuzes.

IV. Kapitel.

Poldls Heldeneifer.

Der erste Unterricht in der Weltgeschichte, den Leopold Unterberger während der Einquartierung der Bayern von seiner Mutter erhalten hatte, trug reichliche Frucht.

Am nächsten Morgen, als Frau Unterberger vollauf beschäftigt war, ihre etwas ungeberdigen Jüngsten in tageswürdige Verfassung zu bringen, und dabei das Treiben der Großen gar nicht beachtete, klinkte Poldl leise die Türe auf und huschte mit kleinen, trippelnden Schritten die Treppe hinab.

Er wußte recht gut, daß er da eigentlich auf verbotenen Wegen wandle, aber die brennende Begierde, womöglich um jeden Preis einen der frechen Landesräuber zu sehen, überwog alle Bedenken, sogar die Furcht vor Entdeckung und Strafe.

Poldl stand jetzt unten im Hausflur; aus der Gaststube drang verworrener Lärm und gegen die Türe zu waren ganz deutlich kräftige Schritte zu hören.

War es der Vater? — Sollte er fliehen? Dableiben? —

Während Poldl noch zögernd überlegte und sich dabei schon wieder zurück nach der Treppe gewendet hatte, wurde der Ausgang aus dem Wirtszimmer geöffnet.

Vor den Augen des Knaben drehte ſich ein paar Sekunden alles im Kreiſe herum. Da war ja ſchon einer von den Blauen, und wirklich und wahrhaftig, jetzt geſellte ſich noch ein zweiter dazu, der von der Gaſſe hereinkam. Ja, gewiß, das waren ſolche Männer, die der fremde Kaiſer geſendet hatte, damit ſie der armen Maria Thereſia das Land wegnehmen ſollten.

Poldl genoß im Kreiſe ſeiner Geſchwiſter einſtimmig den ehrenvollen Ruf, ein Held und allezeit unerſchrockener Burſche zu ſein, und es lag keine Prahlerei in dieſer Behauptung, denn nur höchſt ſelten wandelte den beherzten Knaben das Fürchten an.

Auch jetzt überwand er ſeine Beſtürzung in kürzeſter Zeit und voll Mut und Entrüſtung ſchwoll ihm das kleine, pochende Herz.

Die beiden Soldaten, gutmütige, etwas behäbige Bayern, welche gar nicht ausſahen, als ſei ihnen viel daran gelegen, hier in dem fremden Lande zu raufen, gewahrten ſofort den hübſchen, finſter blickenden Knaben.

„Ein netter Junge“, ſagte der eine zum andern.

„Hat ſich was“, dachte Poldl voll ablehnenden Sinnes, „ich laſſe mich von ſolchen Leuten nicht loben“.

Und dann ſtellte er ſich mit geſpreizten Beinen vor die beiden Krieger hin, ſchaute ihnen mit durchdringendem Blicke ins Antlitz und ſagte dabei mit ſeiner hohen, hellen Stimme:

„Nicht wahr, Ihr ſeid doch ſolch böſe Soldaten, die nicht unſerer Kaiſerin gehören und ihr das Land wegnehmen wollen? — O, da geht nur gleich wieder fort, wir behalten euch nicht in unſerem Hauſe“.

Erſt ſahen die kriegeriſchen Söhne aus Bayern höchlich verwundert auf den trotzigen Sprecher, dann aber faßten ſie den ſcheltenden Knirps gleich von der komiſchen Seite und dachten:

„Halt, mit dem gibt es einen köſtlichen Spaß“.

Im Vorraume ſtand eine Bank, und auf dieſer nahmen die zwei Soldaten das Kind in die Mitte.

Poldl widerſtrebte wohl anfangs, aber die Unterhaltung wurde in Kürze ſehr feſſelnd.

„Nun alſo,“ ſagte einer der Bayern, „du willſt uns nicht mehr in deinem Hauſe behalten? Das machſt du wirklich nicht ſchlecht, aber weißt du, kleiner Kumpan, wir dürfen uns nicht ſo mir nichts, dir nichts gleich fortſchicken laſſen.“

„Ei, freilich nicht,“ lachte der andere auf, „da knüpfte uns ja der Kurfürſt gleich auf den nächſtbeſten Baum.“

„Aber fortjagen könnt ihr uns, wenn ihr Kraft und Mut genug habt,“ ſagte jetzt wieder der erſte, „ei, freilich, fortjagen mit Kugel und Schwert, dann laufen wir ſchon wieder in unſere Heimat zurück, und ihr bleibt die Herren im Lande.“

„Aber“, ſagte Poldl verzagt, „die Kaiſerin hat ja zu wenig Soldaten. Ihr ſeid doch viel mehr, da habt ihr gewiß keine Furcht.“

„Schau, ſchau, wie du alles gut weißt. Du biſt wohl gar der erſte Miniſter im Lande,“ ſagten jetzt lachend beide Soldaten, aber ganz ernſthaft meinte dann jener, der vorhin vom Fortjagen ſprach:

„Weißt du was, du kühner Vaterlandsheld, ich glaube, du könnteſt deiner Kaiſerin helfen. Schau doch, daß ſich dir noch ein Dutzend ſolch' mutiger Kämpen

an die Seite gesellen; zieht hinunter gegen Wien, aber recht schnell, und bittet die Kaiserin, daß sie euch aus der Rüstkammer geladene Büchsen gebe. Das Schießen lernt sich ja leicht, es kommt nur auf das richtige Losdrücken an. Wenn die Feinde dann nachgerückt kommen, stellt ihr euch einfach vor die Tore der Stadt und macht auf jeden, der eintritt, „Piff, paff, puff!" — Die fallen dann hin, als wären sie niemals gestanden, und die anderen? — Huh, Bürschlein, du wirst gucken, wie die davonlaufen werden. Hopp, hopp! Hast sie nimmer gesehen. Und denke nur, wie deine Kaiserin jubeln wird, habt ihr das Land auf diese Weise von den Feinden befreit."

Atemlos hörte Poldl auf die Rede des Bayern und entgegnete dann mit vor Aufregung bebender Stimme:

„Du, Soldat, wirklich, ja wirklich, meinst du, das ginge nur so?"

„Aber freilich wohl geht das ganz gut. Es kommt ja gar nicht darauf an, ob in einem Lande viele Soldaten sind, sondern nur, ob sie sich unternehmend und mutig gehaben. O, eure Kaiserin hat gewiß nicht zu wenig Soldaten, aber Feiglinge sind sie, es getraut sich ja keiner zu tun, was ich dir vorhin geraten habe."

„Oho, nicht getrauen? — Pfui, sollen sich schämen," höhnte der Poldl und stellte sich stramm auf die Füße.

„Ei, freilich, aber du!" lobte lachend wieder jener Soldat, der den Knaben so genau unterwiesen hatte, wie das Land zu befreien sei, „ja, ja, du mußt die Sache in Gang und Ordnung bringen, sonst geht es deiner Kaiserin schlecht."

Der andere Krieger, dem offenbar das Ding schon ein wenig langweilig wurde und der auch das erregte Kind zu bedauern schien, wandte sich jetzt verweisend gegen den einen:

„So, Kamerad, jetzt laß es gut sein; mir behagt es nicht mehr, in dem zugigen Flur zu verweilen, ich weiß mir wahrhaftig in der Stube einen besseren Platz. Und du, Kleiner, schau, daß du wieder hinter Mutters Rockfalten kommst, sei froh, daß dich noch so ein sicheres Nestlein behütet."

Poldl erfaßte keinesfalls den Sinn dieser Worte, er hörte sie kaum, und vielleicht merkte er's gar nicht, daß er jetzt allein in dem Vorraume stand, denn ganz ausschließlich beschäftigte ihn der eine Gedanke: „Der Kaiserin helfen."

„Ein Dutzend", hatte der fremde Krieger gesagt. Poldl zählte vortrefflich und wußte bereits, was ein Dutzend bedeutet. Daher stand auch die zum Kriegszuge erforderliche Schar, was ihre Zahl betraf, ganz deutlich vor seinem geistigen Auge. Aber es mußten doch lauter mutige Buben sein, und die meisten, welche mit ihm die gleiche Klasse besuchten, waren noch rechte Hasenfüße und Memmen. Poldl rümpfte die Nase und sah dabei ungemein sorgenvoll aus. Es war nicht einmal so leicht, zwölf schneidige Kerle zusammenzubringen. Die Brüder? — Nun ja, mit dem Paul und dem Franzl mochte es wohl gehen, die hatten keine Angst vor dem Schießen, das wußte er schon. Aber der Josef? Nein der zog sicher nicht mit, der ging ja doch jedem Lärm, wo er nur konnte, schnell aus dem Wege und das *Ringen* und Balgen mit den anderen Knaben versuchte

er niemals. Poldl dachte weiter und mit einemmale erhellte ein Freudenſtrahl das ſinnende Antlitz. —

„Ach die Jungen von Lampersperg!“ Das waren gleich drei und mit denen konnte er ohne Sorge zum Kampfe gegen die fremden Soldaten ziehen. Das waren Kameraden, ſo kühn und fidel, wie ſonſt nichts auf der Welt. Und wie ſchnell würden ſie zum Auszuge bereit und entſchloſſen ſein; da kannte er ſie.

Hin und wieder waren Leute durch den Vorraum gegangen, doch niemand hatte das Kind in der Stiegenecke gemerkt. Jetzt aber hörte Poldl von dem Hofe herein die erregte Stimme des Vaters, der mit einem Knechte zu zanken ſchien. Das ſchreckte den Träumer aus ſeinen Gedanken und Plänen und flugs war er durch den vorderen Ausgang auf die Straße geeilt.

Das ungewohnte Treiben und Haſten auf dem Marktplatze machte den Knaben wohl für einen Augenblick ſtutzig, dann aber wand er ſich behende die Reihen entlang, dem Ende der Ortſchaft zu. Er nahm ſich nicht einmal Zeit, viel nach den blauen Uniformen zu gucken, denn er wollte ſofort nach Lampersperg laufen, das war ohne Zweifel das Klügſte.

Im Sommer war Poldl einigemale mit dem Vater in dem Bauerngehöfte Lampersperg geweſen, das weſtlich von Strengberg auf einer kleinen Anhöhe liegt, und er meinte beſtimmt, auch allein den Weg nach dieſem Hauſe zu finden.

Die Gegend war in dichten Nebel gehüllt, ein ſchneidiger Weſt jagte dem Knaben die dürren Blätter in das Geſicht, und allgemach zog ein feiner Sprühregen über das Land. Die kalten Tropfen waren eut-

ſchieden weit ſchlimmer als das wirbelnde Laub, aber Poldl marſchierte tapfer auf der Reichsſtraße fort. Er wußte, daß er von derſelben einmal ſeitwärts einbiegen müſſe, aber bis jetzt war ihm noch keine Abzweigung des Weges als die rechte erſchienen.

Eine halbe Stunde und vielleicht noch mehr mochte der Junge ſchon gelaufen ſein, als er unſchlüſſig vor einem ſchmalen Sträßlein ſtehen blieb. Er meinte wohl, daß es von hier nach Lampersperg hinüberführen könnte, aber bei dem dichten Nebel war ja kaum auf zehn Schritte weit Baum und Strauch zu erkennen. Wäre der Himmel rein, ſo würde man ſicher den Hof ſchon erblicken.

Poldl ahnte nicht, daß er längſt nicht mehr auf der Reichsſtraße ging, ſondern links auf die Fahrſtraße nach Haag geraten ſei und nun ſchon eine geraume Weile das geſuchte Bauerngehöfte im Rücken liegen hatte.

Schon etwas verzagt, ſtapfte der kleine Landesbefreier nun weiter. Durch kahle Wieſen und abgeerntete Felder zog es ſich dahin, bis ſich plötzlich vor dem einſamen Wanderer hohe Waldbäume zu türmen begannen, die er erſt ſah, als er nur mehr wenige Schritte von dem Eingange des Gehölzes entfernt war.

Laute Stimmen und rohes Gelächter drangen aus dem Walde heraus; erſchreckt und betroffen, blieb Poldl ſtehen, als auch ſchon ein Mann in zerlumptem Gewande, mit verworrenem Bart und verwüſtetem Antlitz zwiſchen den Bäumen hervortrat.

Überraſcht blickte er auf den hübſchen, gut gekleideten Knaben, dem er ſo unerwartet an dieſer abgelegenen Stelle gegenüberſtand, und ſobald er ſich durch geſchickte

Fragen Gewißheit verschafft hatte, daß das Kind ohne Begleitung sei, blitzte aus seinem Auge triumphierendes Leuchten und freundlich grüßend trat er näher an Poldl heran.

„Ei sieh, du netter Junge du, geh, komm doch mit mir; ein lustiges Feuer brennt unweit von hier und leckere Bissen erwarten dich dort. Gelt, Knabe, bist müde, durchfroren und voll Hunger nach kräftiger Suppe? Du sollst bei mir alles haben, was dich freut und erquickt."

Dem Poldl graute trotz aller Tapferkeit ganz gewaltig vor dem unheimlichen Manne. Er bezwang sich zwar mit allen Kräften, um nicht in lautes Weinen auszubrechen, doch schrie er schließlich mit dem ganzen Ungestüm erwachender Angst:

„Ich bin der Unterberger Poldl von Strengberg und bitte dich, führe mich sogleich nach Hause. Ich will zu meiner Mutter zurück und gehe gar nicht mehr nach Lampersperg zu den drei Jungen dort."

„O freilich, mein zuckersüßes Bürschlein, führe ich dich zu deiner lieben Mutter zurück, aber vorerst mußt du ein wenig ruhen und unsere Suppe mit den feinen Bröcklein verkosten, sonst hast du ja keine Kraft zum Laufen mehr."

Und mit fester Hand zog der Mann bei diesen Worten den widerstrebenden Knaben mit sich durch das Dickicht hinein, wo sich auf gesicherter Waldesblöße ein Trupp heimatsloser, fahrender Leute gelagert hatte. Solch bunt zusammengewürfeltes Volk pflegte in früheren Zeiten gerne den großen Zügen marschierender Soldaten nachzuziehen.

Rat: „Ein österreichischer General."

Als der hochgewachsene Mann, den sie „Mathies“ nannten, jetzt mit seinem jungen Genossen die Runde betrat, in der ein mächtiges Feuer brannte, gab es von allen Seiten ein verwundertes Schauen. Auch an derben Witzen fehlte es nicht, die sich samt und sonders darum drehten, daß der schwarze Mathies halt immer vom Glücke begünstigt sei, da er schon wieder einen seltenen Vogel gefangen habe. An diesem würde er jetzt lange rupfen und zupfen und jedes Fläumchen um ein Goldstück und noch mehr verkaufen.

Mathies aber schritt, schweigend und unbekümmert um die spöttischen Reden, mit seinem Schützling an dem Haufen der lärmenden und zechenden Leute vorbei und wandte sich nach dem Eingange des Zeltes, das etwas abseits vom Feuer kunstlos aufgespannt war.

Ein bejahrtes Weib, in bunte Fetzen gekleidet, hantierte dort geschäftig herum und Mathies sagte zu demselben:

„Da, alte Mutter, habt Ihr einen flüchtigen Hasen zur Atzung; ich erwischte ihn ganz mühelos draußen am Rande des Waldes, als ich eben ausgehen wollte, um in dem Hofe des nächsten Bauern Nachschau zu halten, ob da nicht etwa ein übriges Huhn spaziere. Ich wollte mir selbes braten lassen.“

„Du, wann führst du mich endlich nach Hause?“ fragte jetzt änglich der Knabe, indem er nicht mehr versuchte, den reichlich fließenden Tränen zu wehren.

„Gleich, gleich,“ sagte der Mann in beschwichtigendem Tone, „erst löffle nur die Suppe aus, die ich dir bringen werde, dann schlaf ein Stündchen und einstweilen mache ich mich zu dem Gange bereit. Wie wird sich dein

Mütterlein freuen, wenn wir bei ihr unſeren Einzu halten. Und in Zukunft wird ſie dich ſicher beſſer be wahren; ha, ha! wenn ſie nur noch einmal Gelegen heit hat."

Poldl aß verſchüchtert die dargebotene Suppe un ſie erquickte ihn ſichtlich. Sein Magen war leer, erſ beim Eſſen merkte er das, und die Suppe war wirklic nicht ſchlecht, kräftig und dick, mit allerlei ſchmackhafte Zutat gewürzt.

Auch das Ruhen auf dem Strohbund mit der rauhe Decke darauf war nach dem ungewohnten Marſche be haglich genug, um für einen Augenblick das heiße Ver langen, wieder bei der lieben Mutter zu ſein, zur Schweigen zu bringen.

Der ſchwarze Mathies und ſeine Mutter mochten woh glauben, daß der Knabe bereits eingeſchlafen ſei, den ſie dämpften ihre Stimmen nur wenig, als ſie ſich jet in kurzer Zwieſprache ergingen.

„Weißt du, wem der Bube gehört?" fragte die Alt

„Ja wohl," entgegnete Mathies, „dem Unterberge in Strengberg, er iſt ein begüterter Bürger."

„Gut ſo, da gehſt du morgen hinein, um ein e kleckliches Löſegeld für den Jungen zu fordern."

„Das iſt eine gefährliche Sache. Ich menge mic nicht gerne in das Getriebe der Menſchen. Erinnere dic wie es mir im vorigen Jahre in Enns mit der kleine blonden Liſette ergieng. Ich denke, wir verkaufen dieſe Buben wieder, wie damals den anderen an die Gauklerband von Heßdorf. Das Kind iſt hübſch und geſchmeidig un Heßdorf zahlt gut für dergleichen Ware."

„Ich überlege mir's noch", ſagte wieder die Alte, „etwa taugte das Kind auch zu anderen Zwecken vortrefflich. Aber jetzt geh' um die Hühner, ſo viel du erwiſcheſt, mich gelüſtet nach einer Brühe davon."

Poldl ſchlief nicht, doch lag er mäuschenſtille. Er hatte Wort für Wort das Geſpräch der beiden gehört und wenn ihm auch der Sinn desſelben verworren und unklar däuchte, ſo begriff er doch zur Genüge, daß ſeine nächſte Zukunft keineswegs in Freundeshand ruhe.

Dieſer Gedanke erhöhte ſeine Angſt faſt bis zur unerträglichen Qual und dieſe ſteigerte ſich noch, als die Alte jetzt leiſe an ſein Lager herantrat. Sie ſah ſeine zuckenden Lider und kauerte ſich dicht neben ihn; wiederholt ſtrich ſie dem Knaben über Augen und Stirne. Sie tat es mit ſo eigenem Griffe, es lullte und ſchläferte ein. Eine ſanfte Betäubung umhüllte das klare Denken des Kindes und in wenigen Minuten war es von tiefem Schlummer umfangen.

Poldl ſchlief lange und als er endlich aus ſeinem feſten Schlafe erwachte, war es ſtockfinſtere Nacht. Er fühlte ſich ſachte von ſtarken Armen emporgehoben, während dicht an ſeinem Ohre eine leiſe Stimme ihn mahnte, nur um jeden Preis recht ruhig zu ſein.

Als der Knabe vollends zu ſich kam, war er außer dem Walde und ſah die lieben Sterne über ſeinem Haupte erglänzen. Er gewahrte nun auch, daß der Mann, der ihn im raſchen Laufe quer über die Fluren dahintrug trotz der verwitterten Züge milde, freundliche Augen habe. Er ſah ſie knapp neben den ſeinigen leuchten und hörte nun auch, was ihm ſein Begleiter erzählte.

„Gelt, du gehörst dem Unterberger in Strengberg? Das ist ein braver, rechtlicher Mann und sein Vater hat mir in meiner Jugend manche Wohltat erwiesen. Das vergelte ich jetzt und es tut mir ordentlich wohl, daß ich auch etwas Gutes vollbringe. Den schwarzen Mathies haben sie beim Stehlen ertappt; er ist mit den Bauerknechten ins Raufen gekommen und hat einen aus ihnen tödlich verwundet. Natürlich schwuren die anderen blutige Rache, und da hat sich jetzt die ganze Gesellschaft weiter stromabwärts in die größeren Wälder geflüchtet, um den Verfolgern aus dem Wege zu kommen. Dich haben sie in dem tollen Wirrwarr einfach liegen gelassen und damit du aus jeder Gefährlichkeit kommst, nehme ich das Wagestück auf mich, dich nach Hause zu bringen. Hoffentlich stellten die Bayern nicht allzu scharfe Wachen um die Ortschaft herum. Und hält mich sonst einer auf, dem rathe ich 's Freigeben schnell, mein Messer hat verdammt scharfe Klingen. Aber, Bürschlein, wie du zitterst und bebst; nun freilich das nasse Gewand klebt dir wie Pech an dem Leibe, bist an solchen Spaß nicht gewöhnt".

„Du, war die Alte wohl gar eine Hexe, die mich auffressen wollte"? fragte jetzt Poldl.

„Nun, Menschenfleisch verspeist sie wohl nicht," erwiderte der Mann nach kurzem Lachen, „aber sonst treibt sie Hokuspokus genug und ich traue ihr die schwärzesten Untaten zu. Dich hätte sie mit Haut und Haar an einen Leuteschinder verkauft."

In Poldls Glieder legte sich allgemach eine bleierne Schwere, willenlos schloß er die Augen und sein Erretter begann den Schritt zu verdoppeln.

Der Mann hatte den größten Teil seiner Jugend in Strengberg verlebt und so war ihm die Umgebung des Ortes bis auf den kleinsten Anger bekannt. Auf allerlei verborgenen Pfaden, um den Ort herum, gewandt die aufgestellten Wachen vermeidend, brachte er das Kind nach dem Besitztum des Vaters. Er wußte, daß durch den Garten, der hinten an das Haus sich anschloß, ein verborgenes Pförtchen in den Hofraum führe, und durch dieses schob er den halb bewußtlosen Knaben und floh dann eiligst in die Wälder zurück.

Die Hunde schlugen an, doch ihr zorniges Gebell verwandelte sich sofort in ein freudiges Heulen, als sie in dem Knaben den lieben Hausgenossen entdeckten. Sie beleckten ihm zärtlich Gesicht und Hände, doch Poldl war nicht imstande, den Willkommsgruß der treuen Tiere durch ein freundliches Wort zu erwidern. Er sank kraftlos zusammen.

Das laute Rumoren von Sultan und Nero war drinnen im Hause, in dem mehr als ein Augenpaar in Angst und Sorge offen stand, nicht unbemerkt geblieben. Es wurde in verschiedenen Räumen lebendig und der Vater selbst, allen voran, war der erste, der mit hocherhobener Laterne den dunklen Hofraum betrat, wo, auf den feuchten Steinfliesen hingestreckt, der kleine Ausreißer lag.

4. Kapitel.

Poldls Krankheit.

Poldl wurde nach seinem Weggange nicht sogleich von der beschäftigten Mutter vermißt, auch die in ihre Spiele vertieften Geschwister bemerkten die Abwesenheit des Bruders erst dann, als bei dem Mittagmahle, das heute ziemlich früh aufgetragen wurde, die Mutter betroffen fragte:

„Ja, wo ist denn der Poldl?"

Niemand wußte Auskunft zu geben. Da gab es dann im ganzen Hause ein Laufen, ein Suchen und Fragen und den Vater packte vor allem der Zorn, daß der Knabe trotz des strengen Verbotes gewagt hatte, heimlich Zimmer und Haus zu verlassen.

„Warte nur, Bube," rief er mit drohender Stimme, „ich will dich das Gehorchen schon lehren und statt süßer, freundlicher Worte soll dich die Rute empfangen, wenn du wieder die Schwelle betrittst."

„Sprich nicht so," jammerte dagegen die weinende Mutter, „wir müssen ja Gott auf den Knien tausendmal danken, wenn uns überhaupt der Knabe wieder wohlbehalten zurückkehrt. Bedenke nur das tolle Treiben im Orte und außen herum, durch die rohen Soldaten und das wüste Gesindel, das hinter dem Zuge einherläuft. Was kann nicht dem unbeschützten, wehrlosen Knaben alles geschehen? — Gott, bewahre ihn gnädig!"

Bei dem Anblicke der verzweifelten Mutter schwand auch dem Manne der Zorn und als Stunde um Stunde verrann, ohne daß Poldl erschien, erfaßte ihn selber brennende Angst und bis spät in die sinkende Nacht suchte er mit den willigen Knechten nach dem verschwundenen Knaben.

Die Mutter starrte weinend hinaus in den nebelverhüllten Tag, dessen trostloses Grau in Grau so recht zu ihren Tränen und ihrer bekümmerten Seele paßte.

Gegen Abend brach sich der Nebel, freundlich erglänzten die Sterne am Himmel und dies erhob und belebte der Trauernden Herz.

Sie tat sich feste Gewalt an, bezwang ihre Tränen und betreute mit gewohnter Liebe die anderen Kinder, die jetzt ihr geschäftig sorgendes Mütterlein wieder erkannten. Sie war ihnen völlig fremd durch ihre Trauer geworden.

Es zerstreute die Frau, mit den Kleinen zu plaudern, doch als sie zuletzt den gewohnten allabendlichen Rundgang von einem Bettlein zum anderen machte, fielen auf jedes der verschlafenen, rosigen Kindergesichter heiße, bittere Tränen und vor dem leeren Lager des Poldl sank die gequälte Frau in die Knie nieder.

Auf das Schutzengelbild des verlorenen Kindes richtete sie, angstvoll flehend, den Blick und für diese Nacht wählte sie ihren Platz an dem unbenützten Bette des Knaben. Lange floh sie der Schlaf, doch allgemach fielen ihr über dem Beten die müdegeweinten Augen zu und ihr Kopf sank auf jene Stelle zurück, wo sonst Poldls Lockenhaupt ruhte.

Es graute der Morgen und plötzlich wurde die Frau durch ein rasches Klopfen an der Türe aus ihrem *Schlummer emporgeschreckt*.

„Das ist mein Poldl," fuhr es ihr blitzschnell durch den Sinn, während sie nach dem verschlossenen Eingange stürzte, und wirklich lag in der nächsten Minute das wiedergefundene Kind in ihren bebenden Armen.

Leider war es nicht möglich, die Wiederkehr Poldls mit rückhaltsloser Freude begrüßen zu können, auch der Vater dachte nicht mehr an den scharfen Empfang mit der Rute, die er ihm angedroht hatte, denn das Kind brauchte jetzt in reichem Maße vor allem die hingebende Sorge der liebenden Mutter.

Der Knabe sprach viele Tage im Delirium hochgradigen Fiebers und aus diesen verworrenen Reden wurde der Mutter allgemach klar, was ihr Poldl an jenem unglückseligen Tage durch sein Entlaufen beabsichtigt habe, und daß eigentlich sie durch ihre Erzählung von der Not der Landesmutter die Urheberin des ganzen Unglückes gewesen sei.

„Nein, du darfst den armen Knaben nicht strafen, wenn er wieder gesund ist," sprach Frau Unterberger ein um das anderemal zu dem Gatten, denn nicht aus Neugierde und bloßer Lust, sich in das bunte Getriebe auf den Straßen zu mengen, hat er dein Gebot übertreten. Nur sein gutes Herz und sein inniges Mitleid mit der bedrängten Monarchin, der er in seinem kindischen Unverstande mit den Kameraden helfen wollte, haben ihn hinausgetrieben."

„Nun ja," erwiderte ernsthaft bei solcher Rede einmal der Mann, „das Kind ist ohnehin für seinen Ungehorsam weit ärger bestraft, als ich es je mit meiner ganzen Strenge vermocht haben würde. Ich bin nur froh, wenn Poldl ohne weiteren Nachteil von dieser

bösen Krankheit wieder erſteht, aber ich ſehe ſchon, daß man ihn in Zukunft mit beſonderer Wachſamkeit im Auge behalten muß, da er jetzt ſchon, als ſiebenjähriger Junge, ſolche Streiche vollführt. Und hüte dich, Frau, ihm fürderhin ſolch' aufregendes Zeug zu erzählen; ich kenne deine Art, wie lebhaft du alles beſprichſt, und Poldl iſt nicht darnach angelegt, daß er ſo etwas unbeſchadet verdaut."

Während es nun in Poldls dunkelverhängtem Krankenzimmer für Vater und Mutter noch manche angſtvolle Stunde um das Leben des teuren Kindes gab, nahm draußen auf Gaſſen und Straßen das rege Treiben durch die verſchiedenſten Einmärſche immerfort zu. Und gerade an jenem Tage, an dem der kleine Held die drei Kameraden von Lampersperg holen wollte, marſchierte Kurfürſt Karl Albert in Strengberg ein.

Karl Albert gedachte, durch dieſen Einfall in Öſterreich ſeinen Länderbeſitz zu vergrößern, und als er in Strengberg durchzog, war er, wie ſchon erwähnt wurde, von der Abſicht geleitet, das wehrloſe Wien in ſeine Gewalt zu bringen. Zweifellos würde ihm dieſer Plan auch gelungen ſein, doch aus verſchiedenen Gründen gab ihn der Kurfürſt wieder auf und kam nur bis St. Pölten. Dort entſchloß er ſich, mit ſeinen Truppen nach Böhmen zu ziehen, um Prag zu erobern.

Während die Bayern über Krems nach Budweis, wo beide Heere zuſammentreffen ſollten, marſchierten, kehrten die Franzoſen auf dem gleichen Wege wieder zurück und am 30. Oktober zog die Brigade Roy-Kavallerie (8 Eskadronen) unter dem Kommando des Marſchall de Camp de Mirepoiſe in Strengberg

ein, um von dort am 31. Oktober Enns zu erreichen und dann weiter nach Budweis vorzurücken. Am 1. November kam auch der Kurfürst wieder nach Strengberg, um aber noch an demselben Tage unter der Bedeckung von 100 Karabiniers den beiden Dragonerregimentern, welche noch bis 2. November in Strengberg blieben, nach Enns vorauszueilen.

Mittlerweile aber hatte sich Österreich, welches den ersten Einfällen der Feinde, die von allen Seiten eindrangen, ganz unvorbereitet gegenübergestanden war, zu voller tatkräftiger Gegegenwehr aufgerafft und besonders taten sich hier die Ungarn rühmlich hervor.

Maria Theresia hatte sich zu dem Empfange der ungarischen Krone nach Preßburg begeben und als nach dieser ergreifenden Feier die Stände in das Schloß berufen wurden, hielt die Königin eine Ansprache an die Magnaten von Ungarn, in der sie unter anderem sagte:

„Von allen verlassen, nehmen wir unsere Zuflucht zu den Waffen, der alten Tapferkeit und dem Heldenmute der Ungarn, welcher durch so viele Ereignisse in der Geschichte berühmt ist. Wir überlassen alles ihrer Treue, auf sie setzen wir unser ganzes Vertrauen. Wir hoffen zuversichtlich, daß die Stände bei den drängenden Verhältnissen, bei den Gefahren, welche von allen Seiten anstürmen, ihren guten Rat und alle mögliche Hilfe uns nicht versagen werden".

Maria Theresia vermochte bei diesem Aufrufe nur mit Mühe den Äußerungen ihres schmerzbewegten Gemütes zu wehren und als sie ihrer Kinder gedachte, brach sie in Tränen aus und war eine zeitlang ganz unfähig, weiter zu sprechen.

In den Herzen der Ungarn aber, hingeriſſen von der rührenden Erſcheinung ihrer ſchönen, unglücklichen Königin begann das alte Heldenblut mächtig zu gähren und zu brauſen. Mit jener edlen Begeiſterung, welche der Opferwilligkeit keine Grenzen zieht, ſchwur das entflammte Volk ſeiner erlauchten Herrin Treue bis in den Tod. Die ungariſchen Edelleute entblößten ihre Säbel und ſchwangen ſie mit dem Ausrufe: „Leben und Blut für Eure Majeſtät! Wir wollen ſterben für unſere Königin Maria Thereſia!“

Als die ungariſchen Stände auf den Wunſch der Königin am 20. September ihren Gemahl, den Großherzog Franz, zum Mitregenten ernannten, legte derſelbe vor ihnen als ſolcher am folgenden Tage ſeinen Eid ab. Bei dieſer Gelegenheit zeigte Maria Thereſia den verſammelten Ständen ihren damals ſechs Monate alten Sohn, den nachmaligen Kaiſer Joſef II., und rief dadurch einen neuen Sturm lodernder Begeiſterung hervor, der in wiederholten Schwüren, für die Königin und ihre Familie zu ſterben, beredten Ausdruck fand.

Einige Magnaten ſtellten auf eigene Koſten wohlgeſchulte Regimenter zuſammen und mit feurig verwegenem Mute durchzogen die Kroaten und Panduren oder Rotmäntel unter ihren Führern, dem unerſchrockenen Franz von Trenk und dem tapferen Menzel, die bedrohten Gebiete, um das Land von den Feinden zu ſäubern.

Der Rückzug der feindlichen Soldaten, die nach Böhmen befehligt waren, geſtaltete ſich keineswegs ſo unbehindert, wie ihr Einmarſch geweſen war, und als *am* 1. November der Reſt des franzöſiſchen Heeres über

Amstetten und Strengberg nach Enns zog, wurde es wiederholt von österreichischen Truppen angefallen. So büßten auch unter Oberstleutnant Menzel bei Strengberg 20 Franzosen durch die Panduren ihr Leben ein.

In kurzer Zeit war Oberösterreich von den Feinden geräumt und die Soldaten Maria Theresias drangen bis nach München vor. Und als die Kaiserin nach dem Rate Englands, das sich mit ihr verbündet hatte, mit ihrem gefährlichsten Feinde, dem Preußenkönige, Frieden geschlossen und ihm das heutige Preußisch-Schlesien abgetreten hatte, konnte sie mit ihrer ganzen Macht den übrigen Bedrängern an den Leib rücken.

Die französischen Truppen, welche Prag besetzt hatten, wurden aus Böhmen vertrieben und König Georg II. von England, der gegen den Main vorgerückt war, gewann bei Dettingen einen glänzenden Sieg über da französische Hauptheer.

So kämpften die österreichischen Soldaten mit ihrem treuen Verbündeten mutvoll um das Erbe der Tochter Karls VI.

Viele Vorteile hatten sie schon errungen und auch durch die BesetzungMünchens dem bayrischen Kurfürsten, der in Frankfurt zum deutschen Kaiser gekrönt worden war, den Rückzug in die Heimat vollständig abgeschnitten.

VI. Kapitel.

Poldls Freundschaft mit Heinrich Ottl.

Die Geschichte der Post in Strengberg reicht bis in jene Zeit zurück, in der das Postwesen in Österreich überhaupt seinen Anfang nahm.

Das Haus, in dem noch heute das Postamt besteht, wird schon 1516 als Taverne genannt und als Gallus Hakher Besitzer derselben war, erwarb er 1664 das Postrecht darauf. In seinem heutigen Bestande dürfte das Haus im Jahre 1689 erbaut worden sein.

In jener Zeit, in der sich der Hauptverkehr aus den benachbarten Ländern auf der Reichsstraße hin und wieder bewegte, war das Posthaus in Strengberg der vielbesuchte, tonangebende Mittelpunkt des regen Getriebes im Markte.

Der ausgezeichnete Ruf der Gastwirtschaft „Zur Post", den es noch heute mit vollem Rechte besitzt, war in entferntester Gegend bekannt und geschätzt, und die Räume des Hauses mochten wohl oftmals zu enge geworden sein, um alle die wegmüden Reisenden, die hier Nahrung und Obdach begehrten, unterzubringen. Es drängte sich alles heran und besonders wenn hohe Offiziere, Edelleute und Personen aus fürstlichem Geschlechte Strengberg passierten, war es so selbstverständlich wie das Amen im Gebete, daß ihre Kutschen vor dem Posthause hielten.

Noch heute wird das sogenannte Kaiserzimmer, dessen Wände Bilder österreichischer Regenten zieren und das einen reizenden Ausblick auf die Donaugegend gewährt, den Fremden mit Stolz und Verehrung gezeigt. Ein Teil der Einrichtung dieses denkwürdigen Gemaches, die Maria Theresia selbst besorgte, da sie auf ihren Reisen öfters in Strengberg der Nachtruhe pflegte, wurde 1885 für das Schloß Lainz bei Wien angekauft.

Jetzt muß der Wanderer, der auf der Reichsstraße zieht, oft lange vereinsamt seine Ziele verfolgen. Das bewegte, geräuschvolle Leben in Strengberg ist vergangen wie die blühende Glanzzeit eines alten Geschlechtes, und zwischen den Verkehrswegen unserer Tage ist dieses reizende Flecklein Gotteserde unberührt liegen geblieben.

Kaum dringt das grelle Pfeifen der schnaubenden Lokomotive von der entlegenen Bahnstrecke herüber und nur in der Ferne sehen die Bewohner Strengbergs die dichten Rauchwolken kräuseln, welche den schwarzen Schloten der flinken Dampfboote entqualmen, die auf der dienstbaren Donau auf und nieder fahren.

Das Posthaus ist zur stillen, heimlichen Friedensstätte geworden, wo zarte Frauenhände Postamt und Wirtschaft verwalten, aber wie in allen Häusern, die eine beredte Vergangenheit voll Poesie und Leben besitzen, schweigen auch hier die Mauern nicht stille und lassen sofort den Besucher ahnen, daß sie kein alltägliches Bauwerk seien.

Schon der äußere Anblick bietet, wie die meisten dieser alten, großangelegten Patrizierhäuser in ihrer vornehmen, klösterlichen Schlichtheit, einen eigentümlich

anheimelnden Gegenſatz zu dem auffallenden Prunke moderner Bauten.

Und tritt man über die breiten Schwellen der dunkelfärbigen, maſſigen Türen und durchſchreitet die weiten, hochgewölbten Gemächer, ſo verliert man unwillkürlich die gewohnte Fühlung mit dem Leben und Weben der Gegenwart und meint, nach dem Geflüſter längſtverklungener Stimmen lauſchen zu müſſen. Iſt es doch, als ſei in den feſtgefügten Mauern, die volle Sicherheit bieten, noch Jahrhunderte überdauern zu können, der Geiſt der Vorfahren des Hauſes und der zahlreichen Gäſte, die einſt aus allen Ländern hier die Räume belebten, zurückgeblieben, und erzähle nun da und dort aus den tiefen, lauſchigen Winkeln heraus heitere, koſende Märlein von Glück und Freude und enthülle ernſte, düſtere Szenen, wie ſie wechſelweiſe das Leben der Menſchen von der Wiege bis zum Grabe begleiten. —

Zu jener Zeit, in der Leopold Unterberger als Wochentagsſchüler gar oft aus der väterlichen Wohnung in das benachbarte Poſthaus hinüberlief, um dort ſeinen liebſten Freund zu beſuchen, ſtand natürlich der Verkehr auf der Reichsſtraße noch in vollſter Blüte und brachte die verſchiedenſten Leute nach Strengberg.

Heinrich Öttl, Poldls Freund, wohl um zehn bis zwölf Jahre älter als er, war ein naher Verwandter des Poſtmeiſters, der den jungen Mann, der vollſtändig verwaiſt war, an Kindesſtatt angenommen hatte.

Der arme Burſche hatte in früheſter Jugend durch die Unvorſichtigkeit ſeiner Wärterin einen böſen Fall getan, der ihn zeitlebens zum elenden Krüppel machte.

Er konnte sich nur mühsam mit Stock und Krücke vorwärts bewegen und auch innere Schäden zehrten fort und fort an dem Marke seines Lebens und gönnten ihm nur wenig schmerzfreie Tage.

Die Freundschaft Heinrichs mit Poldl war zu jener Zeit geschlossen worden, als dieser wieder von seiner schweren Krankheit, nach dem verunglückten Werbegange zu den Lamperspergerjungen, zu voller Genesung erstanden war.

Da hatte ihn eines Tages der junge Öttl durch das Fenster der Wirtsstube zu sich in das Posthaus gerufen, er solle ihm doch von den Abenteuern jenes Ausfluges berichten, er habe davon mit großer Teilnahme reden gehört.

Diesem Ansinnen folgte Poldl in seiner lebhaften Weise mit vielem Vergnügen; auch fügte er das Sprüchlein bei, das er jetzt alle Tage mit seiner Mutter als Extragebet zum lieben Schutzengel spreche, weil er ihn in jenen Gefahren so getreulich beschützte:

„Hab's nicht verdient, mein Englein gut,
Daß du mich hieltst in treuer Hut;
Ich danke dir vieltausendmal
Und schick' dir Grüße ohne Zahl,
Dir und dem lieben Jesulein,
Will jetzt recht brav und folgsam sein."

So sprach Poldl mit frommem Gesichtlein und als Schluß der Erzählung meinte er ungemein ernsthaft:

„Mich hat wirklich und wahrhaftig eine böse Hexe gefangen. Der Mann, der mich heimtrug, hat freilich gesagt, sie hätte mich nur gerne verkauft, aber ich glaube

beſtimmt, ſie würde mich ſchließlich aufgezehrt haben. Auch die Brüder verſichern es mir."

„Ach geh', kleiner Schwätzer, dieſe hänſeln dich nur," entgegnete Heinrich, „übrigens war es jedenfalls gut, daß du dieſer ſchlimmen Bande entwiſchteſt. Aber nicht wahr, jetzt verlangt es dich nicht mehr ſo heiß, das Land zu befreien und für die Kaiſerin mit den Feinden zu kämpfen?"

„Was? nicht mehr verlangen? — O wenn ich nur einmal groß und ſtark genug bin, dann fürchte ich keine Hexen und Räuber. Ich gehe ganz allein auf der Reichsſtraße hinunter nach Wien und bitte die Kaiſerin um ihr beſtes Gewehr. Sie gibt es mir ſicher, dann ſchieße ich alle Soldaten nieder, die ein fremder König nur immer hereinſchicken mag".

Dieſe feurige Rede gefiel Heinrich Öttl, deſſen Intereſſe für Nachbars Poldl ja überhaupt erſt angeregt worden war, als man im ganzen Orte von ſeinem kühnen Kriegsplane ſprach.

In dem jungen Manne mit dem ſiechen, gebrechlichen Körper wohnte ein ſtarker, mutvoller Geiſt. Er erfaßte die bittere Not ſeines Vaterlandes mit ſcharfem, frühgereiftem Verſtande und beweinte ſie mit der treuen, ſchwärmeriſchen Liebe eines echten Patrioten.

Als ihm jetzt das beherzte Bürſchlein mit leuchtendem Blicke bei dieſer Rede näher trat und dabei ſeine ſtrammen Glieder ſtreckte, quoll es heiß zu den Augen des Krüppels herauf und zärtlich ſtreichelte er Poldls brennende Wangen.

„Gott erhalte dir ohne Fehl und Tadel gnädig deinen geſunden, kräftigen Leib, daß er ſich ungehindert

zum mutigen Streiter entwickle, und mit ihm wachse die hehre Liebe für des Vaterlandes Wohl, daß sie einst das Herz des gewordenen Mannes erfülle".

Poldls Kinderverstand erfaßte freilich diese Rede noch nicht in ihrer vollen Bedeutung, aber er horchte doch mit großem Eifer auf den begeisterten Sprecher und schmiegte sich enge an ihn. So viel begriff er klar und deutlich genug, daß des Postmeisters Heinrich ganz einverstanden sei, wenn er ein Krieger würde, und daher war er ihm sogleich mit ganzer Seele ergeben.

Diese schnell geschlossene Bekanntschaft entwickelte sich zu einem innigen Freundschaftsbündnisse und in den folgenden Jahren verging nur selten ein Tag, der nicht Heinrich und Poldl wenigstens für ein Stündchen vereinigt hätte.

Jetzt hörte Poldl genug von Soldaten und Schlachtenlärm sprechen, denn Heinrich verfolgte genau, was allerorten im ganzen Lande geschah, und war redlich bemüht, es dem jungen Genossen nach seiner Fassungsgabe getreu zu berichten.

Dem kranken Burschen, der von jedem Vergnügen, das sonst die Jugend erfreut, vollständig ausgeschlossen war und über den sein hartes Schicksal unzählige einsame Stunden verhängte, tat die warme Verehrung und anhängliche Liebe des geweckten, heiteren Kindes ungemein wohl.

Auch verfolgte Heinrich in wachen Träumen das Schicksal seines Lieblings noch weiter und sah in ihm jenen Helden und wackeren Vaterlandsstreiter erwachsen, der zu sein ihm trotz aller Sehnsucht für immer versagt blieb.

Der junge Mann, der erſt vor wenigen Jahren von Wien nach Strengberg gekommen war, hatte Maria Thereſia oft geſehen. Damals ſtand ſie noch als die ſorgloſe Kaiſerstochter dem Volke gegenüber und ihr Liebreiz, ihre anmutsvolle Hoheit hatten Heinrich gleich tauſend anderen hoch entzückt und oft erzählte er jetzt ſeinem kleinen Freunde davon.

In ſolchen Momenten ſprach er milde und ſanft, aber wenn er jener ſchweren Bedrängnis gedachte, welche die hohe Frau jetzt als Regentin erleiden mußte, wurde er heftig und laut und beweinte mit heißen Tränen ſeinen verkrüppelten Körper, der ihn verdammte, tatenlos in der Stube zu ſitzen, während es doch draußen auf den Kampfplätzen für tapfere Herzen und mutige Fäuſte ſo vieles zu ſchaffen gab.

In dieſer Erregung ſchloß der ältere Freund den jüngeren Gefährten feſt an das pochende Herz und der Knabe mußte ihm hoch und heilig verſprechen, einmal gewiß ein braver Krieger zu werden. Poldl kramte dann voll Eifer alle jene Pläne hervor, die ſich ſeine kindliche Phantaſie ſchon jetzt für eine ferne Zukunft als Kriegsheld zurechtgelegt hatte, und dieſes naive Geplauder beruhigte und erheiterte den Kranken, ſo daß er ſeines Jammers nicht mehr gedachte.

VII. Kapitel.

Maria Thereſia in Strengberg.

Die Erfolge, welche Maria Thereſia mit ihren Verbündeten und opferwilligen Reichsuntertanen gegen Bayern und Frankreich errungen hatte und die deutlich zeigten, daß die öſterreichiſchen Waffen keineswegs zu unterſchätzen ſeien, machten dem „großen Friedrich“ ernſtlich bange. Er fürchtete, Schleſien wieder zu verlieren, und ohne vor dem Friedensbruche zurückzuſcheuen, griff er abermals zu den Waffen und eröffnete im Jahre 1744 den zweiten ſchleſiſchen Krieg.

Natürlich erregte ein ſolches Vorgehen Friedrichs II. in Öſterreich große Beſtürzung und Aufregung und nicht allein in Wien, wo das Haus des preußiſchen Geſandten, des Grafen Dohna, vor dem aufgebrachten Volke durch Waffengewalt geſchützt werden mußte, herrſchte die größte Erbitterung, ſondern auch ringsum im ganzen Lande fluchte man laut über den wortbrüchigen preußiſchen König.

Es kam nun zwiſchen den Öſterreichern und Preußen zu zahlreichen Gefechten, in denen ſich das Glück der Waffen bald auf dieſe, bald auf jene Seite neigte, bis endlich im Dezember 1745 Friedrich II. durch die entſcheidende Schlacht bei Keſſelsdorf den Sieg gewann. Am 25. Dezember 1745 wurde der Friede zu Dresden

unterzeichnet, in dem Maria Thereſia zum zweitenmale auf Schleſien verzichtete.

Da aber Kurfürſt Karl Albert, der die deutſche Kaiſerwürde bekleidete, im Jänner 1745 unerwartet ſchnell vom Tode hingerafft wurde, war eine neue Kaiſerwahl notwendig geworden und am 13. September 1745 wurde Franz Stephan von Lothringen, der Gemahl Maria Thereſias, zum deutſchen Kaiſer erwählt. Die feierliche Krönung des neuen Kaiſers, deſſen Wahl das Volk mit großem Jubel begrüßte, ſollte am 4. Oktober desſelben Jahres in Frankfurt ſtattfinden und auch Maria Thereſia wollte Zeugin dieſes ſchönen Feſtes ſein.

Die hohe Frau wählte mit ihrem Gefolge zu dieſer Reiſe von Wien nach Frankfurt den Weg auf der Reichsſtraße und mußte daher auch Strengberg paſſieren.

Blitzſchnell flog die überraſchende Kunde: „Die Kaiſerin kommt!" in dem freundlichen Markte von Haus zu Haus, mit freudig erregter Miene erzählte es einer dem anderen und der dritte wußte immer noch mehr.

Tag und Stunde, ſowie die Zeitdauer des Aufenthaltes der Monarchin wurden natürlich vorher genau beſtimmt und alle ſahen mit großer Spannung dieſem hocherfreulichen Momente entgegen, denn es waren nur wenige im Orte, welche Maria Thereſia ſchon einmal geſehen hatten, und verehrt und geliebt ward ſie von allen.

Frau Öttl, die Gattin des Poſtmeiſters, teilte aufrichtig die Freude der anderen, aber dabei konnte ſie trotzdem nicht wehren, daß ihr Herz bei dem Gedanken an den Kaiſerinbeſuch etwas verzagt und bange zu pochen begann.

In ihrem Hause sollte ja der hohe Gast Einkehr halten, mit Speise und Trank bewirtet werden, sollte nächtigen und sich von den Anstrengungen der Reise erholen. Und des Postmeisters Gattin war eine Frau, die sich eifrig bemühte, den guten Ruf ihrer Gastwirtschaft strenge zu wahren. Sie sorgte, daß auch die einfachsten Gäste aus den niedrigen Ständen vollkommen zufrieden ihr Haus verließen und ein jeder sagen mußte: „Auf der Post in Strengberg ist gut leben und wohnen, da kehre ich wieder zu."

Wenn nun Frau Öttl schon etwas darauf hielt, daß ganz gewöhnliche Leute in solcher Weise von ihrer Bedienung sprachen, um wie viel mehr mußte ihr jetzt daran gelegen sein, daß sich der höchste Gast, den überhaupt ihr Haus beherbergen konnte, daselbst zufrieden und behaglich fühle.

Schon viele Tage zuvor jagte sie ihre Knechte und Mägde vom frühen Morgen bis zum späten Abend treppauf und treppab, damit ja das ganze Haus in makellosem Glanze erscheine. Sie selbst traf mit großer Sorgfalt umfassende Vorbereitungen zur Herstellung auserlesener Gerichte und wurde nicht müde, wieder und immer wieder eine Änderung im Speisezettel zu treffen, wenn ihr dieselbe noch zweckdienlicher als die vorhergehende Bestimmung däuchte.

Viele im Orte sprachen dafür, der Landesfürstin einen festlichen Empfang zu bereiten, und planten Transparente, Beleuchtung und ähnliches mehr.

Aber die Besonneren waren entschieden einer solchen Feier entgegen und meinten, jetzt sei doch keinesfalls die rechte Zeit für laute Empfänge. Allerdings habe

die Reiſe der teuren Regentin einen freudigen Anlaß, da ſie zur Kaiſerkrönung des geliebten Gatten führe, aber trotzdem ſei beſtimmt zu vermuten, daß das Gemüt der hochedlen Frau nicht frei von Kummer und Sorge ſei, da ja die Unruhen im Lande noch immer beſtünden und auch ein gutes Ende des Krieges mit Preußen trotz mancher günſtigen Wendung nicht verbürgt werden könne. Überdies ſei es auch heilige Pflicht, die ruhebedürftige Monarchin, welche die Reiſe in möglichſt kurzer Zeit beendigen wollte, nicht durch lange, feierliche Begrüßungen zu ermüden und unnötig aufzuhalten. Zu ſolchem Werke ſei erſt dann die geeignete Zeit, wenn die Kaiſerin einmal in friedlichen Tagen, um ſich dem Volke zu zeigen, ihre Länder bereiſe.

Dieſer Widerſtreit der beiden Parteien fand ein ſchnelles, entſchiedenes Ende, als die Kaiſerin in einem Erlaſſe den Wunſch ausſprach, daß bei ihrer Ankunft und Abfahrt in den verſchiedenen Raſtſtationen jedes Gepränge möglichſt vermieden werde.

Dieſer Wunſch mußte natürlich berückſichtigt werden, aber Frau Öttl hatte zu jenen gehört, welche das Erſcheinen der Kaiſerin gerne recht prunkvoll gefeiert hätten, und war daher gar nicht zufrieden, daß es nun ſo einfach abgehen ſollte.

Heinrich Öttl ſtand gleichfalls auf Seite der Tante und als ſich beide darüber beſprachen, meinte der Burſche endlich ganz lebhaft:

„Aber weißt du was, liebſte Tante, ſo ganz wie jeder andere Gaſt ſoll Maria Thereſia doch unſer Haus nicht betreten und was wir in demſelben auch veranſtalten mögen, das bekümmert ja die anderen nicht.“

„Gewiß nicht, Heinrich, gewiß nicht," entgegnete eifrig die Tante, „ich will nun doch, wie ich es gleich anfangs bestimmte, das Haustor und die Zimmertüren bekränzen und auch sonst, wo es sich schicken mag, zierliche Blumengewinde befestigen. Einen Willkommsgruß malt mir sicher der geschickte Sohn des Verwalters vom Schlosse Achleiten."

„Ja, beste Tante, das magst du alles vollbringen. Solch kleine Beweise tiefgefühlter Verehrung belästigen die hohe Besucherin nicht und berühren ihr Gemüt doch freundlich und traut. Ich habe dann noch außerdem einen Plan. Unsere Kaiserin hat doch die Kinder so gerne und so soll sie auch Kindergruß in unserem Hause erfreuen. Frau Unterberger besitzt ein so herziges Mädchen, ich meine das siebenjährige blonde Mariechen. Die Kleine ist klug und gewandt, ein Verslein lernt sie wohl leicht, mit einem weißen Kleidchen schmückt sie die Mutter und wir stellen das Englein oben an der Treppe auf, damit es dort sein Sprüchlein sage. Und dem Mädchen gegenüber mag dann sein Bruder Poidl stehen. Dieser Junge mit seiner glühenden, früherwachten Vaterlandsliebe soll gleichfalls der hohen Frau einen Gruß in gebundener Rede sagen. Nicht etwa ein langatmiges Gedicht, sondern ein paar kurze, herzliche Worte."

Frau Öttl war mit diesem Vorschlage voll Freude einverstanden und ließ es sich nicht nehmen, selbst das kleine Mädchen für die geplante Feier zu schmücken.

Heinrich aber hatte neben der Befriedigung, daß nun doch der edlen Monarchin etwas Besonderes zuliebe geschehe, auch die herzliche Freude, seinen kleinen Freund so über alle Maßen glücklich zu sehen, denn Poidl

ſchwamm über die Eröffnung, die Kaiſerin begrüßen zu dürfen, in einem wahren Taumel des Entzückens.

Als der große Tag endlich angebrochen war, an dem gegen Abend die Kaiſerin in Strengberg eintreffen ſollte, ſtrahlte der Himmel in wolkenloſer Bläue und die Leute hielten ſchon ſtundenlange die Gaſſen und Plätze dicht beſetzt, bevor das erſte Gefährte der langen Wagenreihe herangerollt kam.

Maria Thereſia pflegte ſtets mit großem Gefolge zu reiſen und da auch ringsum aus der Gegend viele Herrſchaftsbeſitzer und Edelleute gekommen waren, um der Regentin ihre Huldigung darzubringen, gab es natürlich für die Bewohner Strengbergs genug zu ſchauen, zu bereden und anzuſtaunen.

Die zwei Kinder des Unterberger, Poldl und Mariechen, waren in der Stube bei Heinrich und ſollten ſo lange dort bleiben, bis der geeignete Moment zur Darbringung der poetiſchen Grüße gekommen wäre.

Mariechen ſah ganz glückſelig auf das blütenweiße, ſchöngefältete Kleidchen hinunter und ſein zierlicher Putz beſchäftigte es ſicherlich mehr, als die bevorſtehende Ankunft der großen Kaiſerin. Das kleine Ding ahnte eben noch gar nicht, wem es da mit ſeinem Sprüchlein entgegentreten ſollte. Und „Sprüchlein ſagen“ war Mariechen nicht fremd, es hatte dies wiederholt ſchon bei Vater, Mutter und den Paten getan.

Poldl dagegen konnte unmöglich ſeine Aufregung bemeiſtern, er eilte einmal zur Türe, dann wieder zum Fenſter, verſtand gar nicht, was Heinrich zu ihm redete, und als jetzt draußen auf der Gaſſe das erregte Geplauder der verſammelten Menſchen plötzlich verſtummte,

dafür aber das Geläute der Glocken mächtig einzusetzen begann, klopfte sein Herz so mächtig, daß er fast zu ersticken vermeinte.

Da kam aber auch schon Frau Öttl voll Eile in das Zimmer herein und winkte den Kindern, sogleich auf ihre Plätze zu kommen.

In wenigen Minuten wurde nun auch wirklich der hohe Gast über die Treppe heraufgeleitet und als Mariechen jetzt so nahe vor der Kaiserin stand, schlug auch ihm sein Herz ein wenig beklommen, — es war doch so ganz anders, wenn man in die bekannten Gesichter von Vater und Mutter schaute —, aber den eingelernten Spruch sagte die Kleine ohne Anstand her.

Die Kaiserin betrachtete mit sichtlichem Wohlgefallen das hübsche, rotwängige Mägdlein und fuhr zärtlich mit ihrer kleinen, weißen Hand über das blonde, blumenbekränzte Lockenköpfchen.

In diesem Augenblicke fing auf der anderen Seite auch einer zu reden an. Es war Poldl in seinem feinsten Sonntagsstaate.

Frau Öttl hatte ihn leise mahnen müssen, daß er doch endlich beginne. Und so begann er denn und sprach zuerst mit stockender, fast versagender Stimme, dann immer geläufiger und schließlich mit wirklichem Pathos und begeistertem Schwunge folgende von Heinrich Öttl selbst verfaßten Verse:

„Ich steh' vor Euch als kleiner Mann,
Der kein Gewehr noch führen kann;
Mein armer Degen ist von Holz,
Auf solchen Waffen ruht kein Stolz.

Gott helfe mir zum großen Mann,
Daß ich Euch, Fürstin, helfen kann,
Wenn Feindestücke Euch bedroht,
Ich kämpf' für Euch bis in den Tod!"

Poldl atmete hoch auf. Ach Gott, wie war er froh, daß ihm seine Sache doch so glücklich gelungen war. Es hatte wahrlich nicht darnach ausgesehen, denn Gedächtnis, Stimme, Pathos, alles, alles hatte gedroht, dem Büblein untreu zu werden, als der Kaiserin hohe Gestalt mit ihrem leichten und doch würdevollen Gange herangeschwebt kam.

Poldl war noch zu jung und auch viel zu befangen, um richtig beurteilen zu können, daß das Antlitz der fürstlichen Frau ein vollendet schönes war. Er betrachtete nicht den lebhaften Glanz ihrer tiefblauen Augen, den feingeschnittenen Mund, die sanftgebogene Nase, die Anmut ihrer Bewegungen, doch stand er weltvergessen, wie angewurzelt vor ihr, vor seiner Kaiserin. Die erhabene Majestät dieser edlen Erscheinung hatte ihn überwältigt.

Jener unnennbare Zauber, der von allem Großen und Schönen, was die Natur in ihren lebenden und leblosen Gebilden geschaffen hat, unwillkürlich auf den Beschauer übergeht, hielt den Knaben gefangen und zog ihn unwiderstehlich in seine Kreise.

Poldl fühlte, ohne daß er imstande war, diesen Eindruck sich und anderen bestimmt zu erklären, daß diese Frau kein gewöhnliches Menschenkind, sondern eine „gottbegnadete" Fürstin sei. —

Maria Theresia hatte gütig das Gelöbnis des jungen Patrioten angehört, seine anfängliche Verwirrtheit tat ihr offenbar leid, und sie sagte in freundlichem Tone:

„Brav, Kleiner, brav! Ganz gut haſt du deine Sache gemacht, ſo ein ſchönes, ſinniges Sprüchlein. Und wie freut es mich, daß du mir einſtens dein Mannesleben ſchenken willſt, dankbar nehm ich es an, denn brave treue Soldaten ſind für jeden Regenten ein köſtlicher Schatz. Gelt, und du wirſt ſicher einmal ein braver Soldat? — Gott ſegne und ſchütze dein Gedeihen an Seele und Leib, und damit du nie deiner Kaiſerin vergeſſen mögeſt. Nimm dieſes kleine Andenken zur Erinnerung an dieſe Stunde".

Bei dieſen Worten neſtelte Maria Thereſia eine flache, verſchließbare Kapſel aus Silber, welche ihr Bildnis enthielt, aus ihren Kleidern hervor und überreichte ſie dem überraſchten Knaben, der, vor Freude ſprachlos, ihre Hände mit Küſſen bedeckte.

Noch einmal nickte jetzt die Landesmutter den Anweſenden freundlich zu, dann aber ging ſie raſchen Schrittes in das für ſie beſtimmte Gemach. Die hohe Reiſende ſehnte ſich nach Erquickung und Ruhe. Der Tag war ſchon ziemlich weit vorgerückt und morgen wollte man die Reiſe in früher Stunde fortſetzen, um den heißen Strahlen der noch immer kräftig ſcheinenden Sonne möglichſt auszuweichen.

Poldl hatte kein anderes Verlangen, als bei dem Freunde zu ſein. Er drängte ſich mit Gewalt zwiſchen den Leuten hindurch, um nach dem Zimmer zu gelangen, und ſchreckte dieſen nicht wenig durch die ungeſtüme Art, mit der er ihm zuflog.

Stürmiſch legte er beide Arme um den Hals des geliebten Freundes und wenn er auch zuerſt vor übergroßer Erregung nur ſtammeln konnte: „Ach die

Kaiſerin!“ ſo machte ihn doch die heiße Sehnſucht, Heinrich alles wiſſen zu laſſen, bald zum beredten Erzähler.

Der junge Mann hörte zu und ließ dabei ſtetig ſeine Blicke auf der geöffneten Kapſel mit dem Bilde der Kaiſerin ruhen und als Poldl endlich mit glühenden Wangen und lebhaft glänzenden Augen ſeinen Bericht über das Erlebnis mit der Landesmutter beendet hatte, ſagte er leiſe: „Glückliches Kind, dir ſteht die ſchönſte Zukunft bevor, du kannſt für die Kaiſerin leben und ſterben“. —

Heinrich war heute ſtiller als ſonſt. Er hatte ſich mit ſeinem gebrechlichen Leibe nicht unter die harrende Menge miſchen können, aber er war, auf ſeine Krücken geſtützt, am Fenſter geſtanden, als die Kaiſerin unten aus dem Wagen ſtieg, und vielleicht war keiner unter dem jubelnden Volke, der die Landesfürſtin mit ſo heißem Gefühle begrüßte, wie hier oben der ſieche Jüngling in ſeiner einſamen Stube.

Als hernach in ſpäter Abendſtunde im Hauſe ſchon alles ruhig war, ſaß Heinrich noch immer am Fenſter und ſeine leuchtenden Augen begegneten den ſchimmernden Sternen der milden Spätſommernacht. Er wachte, um keinen Augenblick von dem Bewußtſein zu verlieren, daß er mit Maria Thereſia unter einem Dache weile. Er hörte, wie ſie morgens die Pferde zur frühen Fahrt aus dem Stalle führten, und ſah zu, wie die Fuhrwerke des Zuges geordnet wurden.

Maria Thereſia, geſtärkt durch die Ruhe der Nacht, kam friſch und blühend zum Wagen herunter und neigte noch einmal huldvoll nach allen Seiten das Haupt,

während die feurigen Roſſe kaum mehr zu bändigen waren.

Wagen um Wagen fuhr die Häuſerreihen entlang aus dem Orte hinaus, wieder ſtand das Volk dichtgedrängt in den Gaſſen, ſchwenkte Hüte und Tücher und überbot ſich an lauten, ſtürmiſchen Hoch- und Vivatrufen.

Heinrich aber wandte ſich, als der Wagen der Kaiſerin ſeinen Blicken entſchwunden war, von dem Fenſter hinweg, was gab es jetzt noch zu ſchauen für ihn? — Er ſank weinend auf ſein Lager zurück; ſeine Ohnmacht beweinte er, dieſe verzehrende, lähmende Ohnmacht, dem kranken Leibe nicht Kraft und Geſundheit geben zu können, daß er ſtark und mutvoll der großen Kaiſerin diene.

Poldl war heute nach kurzem, unruhigem Schlummer in früher Morgenſtunde erwacht. Die lebhafte Sorge, ja die Abfahrt der Kaiſerin um keinen Preis zu verſäumen, hatte ſich ſogar in ſeine Träume gedrängt und ihn ſo zeitlich geweckt.

Jetzt ſtand er unten auf der Gaſſe, ſchrie kräftig mit den anderen „Hoch!“ und „Vivat!“ und ſein ſchlanker, geſchmeidiger Körper wand ſich geſchickt und behende bis knapp vor den Wagen der Kaiſerin hin. Er erhaſchte wirklich von der hohen Frau noch einen freundlichen Blick und fühlte ſich beſeligt als zukünftiger Vaterlandsſtreiter.

VIII. Kapitel.

Des Vaters Entschluß.

Josef Unterberger, Poldls ältester Bruder, war ein stiller, fleißiger Junge, der am liebsten daheim über seinen Büchern saß und sich ferne von den lauten Vergnügungen auf der Gasse hielt.

Es war auch bald zu ersehen, daß dieser Knabe für einen echten, rechten Fleischhacker nicht das gehörige Zeug besitze. Daher hatte ihn der Vater auf Anraten der Lehrer in die Klosterschule der Benediktinermönche zu Seitenstetten gegeben.

Josef weilte bereits im vierten Jahr dort, als Herr Unterberger, der eben bei einem Ausgang mit dem Pfarrer des Ortes zusammengetroffen war, diesem, wie schon öfters, mit großer Freude erzählte, daß die Studien seines ältesten Sohnes einen recht guten Fortgang nähmen und man auch besonders sein ruhiges, gesittetes Wesen so überaus lobe.

„Das war wohl vorauszusehen," entgegnete freundlich der hochwürdige Herr, „Ihr Josef gab auch hier nie den geringsten Anlaß zu Ärger und Klage und ich meine, wir erleben noch recht viele Freuden an dem wohlgearteten Knaben. Er gibt sicher und gewiß einmal einen braven Arbeiter im Weinberg des Herrn."

„Es soll mich herzlich freuen, Hochwürden, wenn Sie mit dieser Ansicht Recht behalten. Meinetwegen

ſoll Joſef nur weiter ſtudieren, wenn die Sache ihn freut und er den rechten Geiſt dazu hat. Ich bin ihm gewiß nicht hinderlich im Wege und im Geſchäfte entbehr' ich ihn leicht, da wachſen mir noch andere, dazu tauglichere Buben heran."

„Ei freilich," meinte jetzt lächelnd der Pfarrer, „Ihnen darf um kräftige Fleiſchergehilfen keineswegs bange ſein. Da iſt doch gleich Ihr Zweiter wie geſchaffen dazu. Es iſt ja wirklich zum Lachen mit dem drolligen Knirps, wie ein Alter ſpricht er ſchon ganz ernſt und verſtändig vom Handwerk."

„Ja, ja," entgegnete geſchmeichelt der Vater, „mein Franzl iſt gewiß ein ſchneidiger Burſche und ich glaube, auch Paul, mein dritter, wächſt als einer von meinem Gewerbe heran, aber, du lieber Himmel, der Poldl!" —

„Der Poldl! — Ja, was ſoll's mit dem Poldl? Sie ſeufzen, macht das Kind Ihnen Sorge?"

„Ja und nein, Hochwürden Herr Pfarrer, ich kann eigentlich keine beſondere Klage erheben. Ich werde nur ewig über dieſen Buben nicht klar. Bei den übrigen Jungen weiß ich immer genau, wann und ob ſie die Rute verdienen oder nur leichter Rüge bedürfen. Aber Poldls Streiche ſind ſtets von ganz beſonderer Art; ich zögere gar oft mit der ſchon erhobenen Hand, um gleich hinterher wieder denken zu müſſen: ‚Er hätte halt doch eine wohlgemeſſene Strafe verdient.' Ein ſchweres Angehen iſt es, Hochwürden Herr Pfarrer."

„Nun ja," ſagte nach längerem Schweigen ſinnend der geiſtliche Herr, „es mag bei ſo vielen Kindern für einen gewiſſenhaften Vater nicht immer ganz leicht ſein, für ein jedes das Rechte zu finden, aber es heißt

da eben unverzagt ſein und nicht glauben, alles durch eigenes Zutun ſchlichten zu müſſen. Man muß der Zeit und dem Leben auch ein wenig vertrauen, dieſe gleichen oft ſolche Eigenheiten der Kinder ganz von ſelbſt wieder aus. Übrigens weckt Ihre Sorge um Poldl einen Gedanken in mir, den ich ſchon lange mit Ihnen, beſter Herr Unterberger, beſprechen wollte. Schicken Sie das Kind Ihrem Älteſten in die Kloſterſchule zu Seitenſtetten nach. Ich meine, auch dieſer Knabe taugte ganz prächtig zu einem Streiter des Herrn. Mit der geiſtigen Arbeit täte Poldl ſich leicht."

„Das wäre mir ganz nach Willen und Wunſch," ſagte der Vater, „und ich bin auch feſt überzeugt, daß gerade für Poldl die ſtrenge Kloſterzucht das geeignetſte Mittel wäre, ihn mehr an das Haus und an ſtetes Arbeiten zu gewöhnen. Er ſteckt allefort die Naſe noch außen, und Sie glauben nicht, Hochwürden Herr Pfarrer, wie viel mir dadurch ſchon Ärger erwuchs. Es iſt unmöglich, den Burſchen daheim zu halten; was im Hauſe auch vorgeht, es kümmert ihn nicht, aber gibt es draußen etwas Neues, flugs iſt mein guter Poldl dahin."

„Das iſt auch anderer Kinder Art und die Buben beſonders finden doch zumeiſt ihr höchſtes Vergnügen darin, ſich in das lebhafte Treiben auf Gaſſen und Straßen zu miſchen," ſagte gütig der Pfarrer, der offenbar den Knaben entſchuldigen wollte.

„Dieſer Anſicht ſtimme ich vollkommen bei," war die Antwort des Vaters, „aber mit dem Poldl iſt es doch ſo eine eigene Sache. Es mag ihm oft gar nicht um das bloße Vergnügen ſein, aber es ſcheint, was

im Hause geschieht und was sich seine Geschwister untereinander erzählen, ist dem Knaben viel zu enge begrenzt. Er schweift mit seiner Wißbegierde immer weiter hinaus, will wissen, was die Leute an anderen Orten tun und wie es in fremden Ländern wohl zugehen mag."

„In dem Knaben steckt eben ein lebendiger Geist," entgegnete der Pfarrer, „ja gewiß, ein lebendiger Geist, der tätigen Anteil an allen Ereignissen nimmt. Das alltägliche Leben bietet ihm nicht Nahrung genug, es reizt ihn das Fremde, das Fernerliegende, und ein solches Naturell findet wahrhaftig in unserem Ort Anregung genug. In Strengberg treffen ja aus aller Herren Ländern die Menschen zusammen, verweilen oft stunden- und tagelang hier, und da mag das aufgeweckte Kind wohl manches erlauschen, was ihm besser gefällt als das harmlose Geschwätz seiner Brüder und Schwestern."

„Ei freilich," fiel eifrig der Vater hier ein, „darum hat er auch keine Freude an jenen einfachen Märchen, welche sonst den Kindern so anziehend dünken. Er will immer nur von Wirklichem, besonders aber von Soldaten und Kriegsgefahr hören. Und erinnern sich Hochwürden noch an jene Geschichte, fast fünf Jahre sind es her, als meine Frau dem Poldl von der Not der Landesfürstin erzählte und er dann mit seinen Kameraden ausziehen wollte, das Land zu befreien? Herr Gott, in welche Angst hat uns damals der unbesonnene Junge versetzt, und beinahe unter den Rasen hätte ihn dieser Ausflug gebracht."

„Ja," sagte der Pfarrer, „ich besinne mich gut darauf, das war doch damals, als uns die Bayern

und Franzoſen beſuchten. Dieſe Flucht war freilich etwas gewagt von dem Buben, und danken Sie Gott, daß ihn ſein lieber Schutzengel in jenen Gefahren ſo gnädig beſchützte. Aber rührend war es doch, daß er mit ſeinen Spielgefährten der armen Kaiſerin helfen wollte. Es wird gewiß einmal ein braver, tüchtiger Mann aus dem Knaben, der für eine gute Sache ſein ganzes Können und Wollen zum Pfand ſetzt."

„Ja ſehen Sie, Hochwürden Herr Pfarrer, Sie ſprechen eben auch, wie die anderen alle, und ich meine, daß man damit den Buben auf eine viel zu hohe Stufe ſtellt. Ich wäre ihm dagegen vom Herzen gerne noch nachträglich ein tüchtiges Pflaſter mit dem Haſelſtecken willig geweſen, um ihm ein für allemal die Luſt zu ſolchen Abenteuern auszutreiben."

„Ei ſieh, da nehmen Sie freilich den Heldeneifer des Sohnes weit nüchterner als wir und mögen damit auch im Rechte ſein, denn es iſt gewiß nicht zu läugnen, daß die lebhafte Phantaſie des Knaben ihn zu allerlei tollen Streichen verleiten kann und es da beizeiten ſtutzen und eindämmen heißt. Aber immerhin zeigt ein ſolcher Entſchluß die Anlage eines edlen, hochherzigen Charakters und in dieſem Sinne iſt er auch zu bewundern und kann nur Freude erregen."

„Ich lege es ja auch dem Poldl keineswegs für eine Schlechtigkeit aus," meinte der Vater, „aber vorderhand bin ich entſchieden mehr für das Stutzen und Eindämmen als für das Bewundern und Freuen".

„Aber nicht wahr, Herr Unterberger, als im vorigen Jahre unſere allergnädigſte Kaiſerin anläßlich ihrer Reiſe nach Frankfurt in Strengberg Nachtruhe hielt, hatten

Sie doch auch Ihre helle Freude daran, daß Poldl auserwählt wurde, der hohen Frau ein „Willkommen" zu sagen. Wie stramm hat sich da der Junge gehalten und welch huldvolle Worte sprach doch Maria Theresia später zu ihm, gar ein Andenken erhielt Poldl von ihr. Da haben Sie doch selbst den Offizieren, die in Ihrem Hause einquartiert waren, von dem Heldeneifer des Bübleins erzählt."

„Ja gewiß, Herr Pfarrer, ich müßte lügen und heucheln, wenn ich sagen wollte, daß mich nicht noch heute diese Erinnerung freut. Ei freilich, und sogar ein ein bißchen stolz bin ich damals auf meinen Poldl gewesen, aber was dann später nachkam, war mir weniger lieb."

„Nachkam?" fragte verwundert der Pfarrer, „ja, hat denn diese schöne Geschichte ein schlimmes Nachspiel gehabt?"

„Ach nein, so meint' ich es nicht. Ich glaube nur wegen der Freundschaft des Poldl mit Postmeisters Heinrich. Der Junge ist schon früher immer drüben gesteckt und jetzt, seit dem Besuche der Kaiserin, der ihm wie loderndes Feuer zu Kopfe gestiegen, sitzt er Tag und Weile bei Heinrich, weil ihn dieser in allem, was ihm selber lieb ist, bestärkt."

„Ja ich weiß, daß Ihr Poldl gerne Heinrich Öttl besucht, und es ist doch nur löblich, daß er dem armen Krüppel so manches Stündlein in angenehmer Weise verkürzt."

„Nun ja," sagte Unterberger auf diese Bemerkung des Pfarrers, „dieser Bursche mit seinen tausend Gebrechen ist freilich gehindert, frisch und froh über

Berg und Täler zu wandern, und da hilft er ſich eben mit des Geiſtes Plaiſier. Bücher- und Zeitungsleſen füllt ihm den Tag und wenn ihn das nimmer freut, ſucht er ſich im Wirtszimmer bei dem reiſenden Volke ergötzliche Kurzweil. Natürlich weiß er dann von dieſem und jenem geläufig zu plappern und es mag ihm gefallen, wenn mein Poldl ihm zuhört wie einem Propheten. Aber mir däucht, dieſe Freundſchaft bringt ihm wenig Gewinn. Zuviel müßiges Wiſſen verdreht ſo ein Köpflein, das wächſt dann ſo auf und lernt ſein Lebtag kein praktiſches Denken."

„Sie reden, Herr Unterberger, wie ein kluger, beſonnener Mann, der ſeine Söhne zu tüchtigen Menſchen ernſter Arbeit heranziehen will, aber der Umgang des Poldl mit dem Neffen des Poſtmeiſters Öttl darf doch nicht ſo bedenklich aufgefaßt werden. Ich kenne den Jungen, er iſt unverdorben und brav, und Ihr Sohn lernt ſicherlich nichts Übles von dem älteren Freunde. Allerdings beſpricht er vielleicht manches mit ihm, was ihn zerſtreut und wofür ihm noch die gehörige Reife fehlt. Darum wird es gut ſein, das Kind eheſtens in eine andere Umgebung zu bringen, und dazu iſt Seitenſtetten der geeignetſte Ort. Das geregelte Leben der Kloſterſchule wird dem Poldl ſehr zum Heile gereichen und ihn auf ſichere Bahnen lenken."

Der freundliche Pfarrer tauſchte mit dem beſorgten Vater noch manches vertraute, herzliche Wort, und bevor ein jeder der beiden Männer nach ſeinem Heimweſen ging, war die Abreiſe Poldls nach Seitenſtetten eine feſt beſchloſſene Sache.

IX. Kapitel.

Vergißmeinnicht.

Den überwältigenden Eindruck, den die Erscheinung der großen Kaiserin auf Poldl gemacht hatte, vermochten die nachfolgenden Tage und Wochen wohl abzuschwächen, doch keineswegs zu verwischen.

Dieses unvergeßliche Ereignis war für den Knaben gleichsam zu einem Marksteine seines Lebens geworden, indem es seinen schwankenden Kinderträumen Ziel und Halt verlieh.

Nicht mehr als ein unbestimmtes Phantasiebild stand die Regentin vor seinen Augen. Er hatte sie wirklich in ihrer unbeschreiblichen Hoheit gesehen, sie sprach zu ihm, sie nahm freundlich seine Dienste an, ein sichtbares Andenken besaß er von ihr, o welch einen bedeutsamen Inhalt hatten dadurch Gegenwart und Zukunft für ihn erhalten.

Poldl teilte jetzt auch die Zeit in zwei Hälften und wußte ganz genau, ob etwas vor dem Besuche der Kaiserin oder nach demselben geschehen war.

Aber auch das Freundschaftsband zwischen Heinrich und Poldl hatte wirklich, wie Herr Unterberger ganz richtig bemerkte, die Anwesenheit der Kaiserin noch fester geknüpft.

Poldls mitteilsame Natur fand in dem älteren Freunde den liebsten Vertrauten, der sich mit ihm freute,

mit ihm hoffte und jedem ſeiner Einfälle ein volles Intereſſe entgegenbrachte.

Heinrich aber ſah in dem von der Kaiſerin ausgezeichneten Knaben gewiſſer denn je den zukünftigen Vaterlandsſtreiter und dieſes Bewußtſein ließ ihm den jungen Genoſſen in einem ganz beſonderen Lichte erſcheinen und für nichts anderes hätte er ihm lieber ſeine Neigung geſchenkt.

Poldl war immer froh, wenn er bei ſeinem Kommen den kranken Freund durch ein äußeres Liebeszeichen erfreuen konnte, und brachte ihm auch alle Jahreszeiten in das Zimmer hinein, da ſie doch Heinrich nicht ſelber draußen in Gottes freier Natur begrüßen und anſtaunen konnte.

Mit den Weidenkätzchen begann er ihm den Frühling zu künden und dieſen farbloſen Boten folgten bald die Schneeglöckchen, Primeln und Veilchen mit all ihren duftigen Kameraden, die zu gleicher Zeit auf Wieſen und Feldern erblühten. Immer reicher und farbenprächtiger wurden die Büſche, die Heinrichs lichte, geräumige Stube ſchmückten, bis ſie dann wieder arm und ärmer wurden und Poldl ſchließlich nur mehr mit einem grünen Tannenzweiglein erſchien.

Jetzt aber war die günſtigſte Zeit im ganzen Jahre, denn die holde Maienſonne ſchmeichelte jedem Pflänzchen ſeine Blüte heraus und Poldl war heute früh wie ein närriſches Kitzlein geſprungen, als er unten am Bache die erſten Vergißmeinnicht fand. Von dieſen Blumen wußte er ja, daß ſie dem guten Heinrich ganz beſonders gefielen, ſie erhielten ſich auch, im feuchten Sand gebettet, lange Zeit blühend und friſch.

Der Knabe pflückte von den blauen Blüten, was er nur fassen konnte, trug sie jubelnd heim und verwahrte sie sorglich in entlegener Kammer, daß sie nicht etwa der kleinen Schwester Verlangen reizten.

Die Zeit bis zum Abend, wo Poldl erst Gelegenheit fand, den Freund zu besuchen, wurde ihm heute so lang wie noch nie. Wegen der Blumen allein hätte er es vielleicht noch leichter erwartet, in das Posthaus zu kommen, aber eine Neuigkeit, die er Heinrich erzählen mußte, brannte ihm schon gar zu heiß auf der Seele.

Die Mutter hatte ihm ja heute in den ersten Nachmittagsstunden ganz unvermittelt mitgeteilt, daß er gleichfalls die Klosterschule in Seitenstetten besuchen solle, vielleicht schon in kurzer Zeit, doch sei der Tag der Abreise noch nicht festgesetzt.

Poldls Gefühle waren über diese Nachricht mit Freude und Schrecken gemischt. Es war gewiß ganz hübsch, auch einmal ein wenig hinaus in die Ferne zu kommen, aber was Josef in der Vakanz von seinem Leben in Seitenstetten erzählte, wirkte keineswegs verlockend auf ihn, mochte es dem Bruder noch so reizvoll erscheinen. Nun ja, der wurde eben kein Krieger, sondern sprach immer davon, ein hochwürdiger Herr, wie der Pfarrer, zu werden, da gefiel es ihm freilich, bei den Mönchen zu wohnen, aber für ihn lag die Sache ganz anders. Er mußte doch hinaus in die Welt, für die große Kaiserin kämpfen, ihn durften sie nicht hinter die Mauern des Klosters sperren. Nein, gewiß nicht, und je länger Poldl an seine mutmaßliche Zukunft in Seitenstetten dachte, um so ängstlicher pochte sein Herz, und als er jetzt in überstürzender Eile Heinrich von

dem Plane der Eltern erzählte, war dieſer, der eine ſolche Trennung längſt ſchon geahnt, vor allem bemüht, die hohe Erregung des Knaben zu dämpfen, indem er die Sache ganz ruhig beſprach. Den eigenen Schmerz um das Kind drängte er mutig zurück.

„Alſo wirklich, in die Kloſterſchule nach Seitenſtetten wanderſt du, lieber Freund? — Ei, da kommſt du freilich in ein großes, ſchönes Haus und wirſt mit vielen luſtigen Jungen dort wohnen, lernen und ſpielen. Ich freue mich ſchon heute herzlich darauf, wenn du zur Vakanz wieder nach Hauſe kommſt und mir dann recht viel Schönes und Neues erzählſt."

„Ja, aber ich bleibe gewiß nicht dort in dem Kloſter, ich werde Soldat," entgegnete Poldl in trotzigem Tone.

„Nein," war die ſanfte Antwort des Freundes, „du ſollſt gewiß nicht für immer in dem Kloſter bleiben, aber lerne nur fleißig, denn je mehr du dir in allen Zweigen der Wiſſenſchaft gediegene Kenntniſſe ſammelſt, um ſo höher wirſt du auch im Soldatenſtande vorwärts kommen. Unwiſſende Dummköpfe jedoch bleiben immer auf der niederſten Stufe."

Dieſe und ähnliche Vorſtellungen verfehlten nicht, Poldl allgemach die Kloſterſchule etwas weniger ſchrecklich erſcheinen zu laſſen, und jetzt gingen die beiden Freunde daran, die lieblichen blauen Blümlein zu ſchlichten, welche der Überbringer bei ſeinem Eintritte loſe und wirr auf Tiſch und Stuhl hingeſtreut hatte, nur um gleich erzählen zu können.

„Weißt du, Poldl," ſagte jetzt Heinrich, indem er mit ſeinen weißen, ſchlanken Fingern ſorglich ein Stämmlein Vergißmeinnicht an das andere reihte, „daß mir

bei diesen Blumen eine schöne Geschichte von unserer Kaiserin einfällt?"

„Eine Geschichte von der Kaiserin? — O bitte, bitte, guter Heinrich, erzähl' mir dieselbe," entgegnete Poldl gespannt.

„Ja, warte nur, gleich; erst hole mir von der Tante die breiten, weißen Blumengefäße herauf. Diese taugen am besten, die reizenden Blüten alle hübsch unterzubringen."

Poldl flog wie ein Pfeil über die Treppe hinab, um das Verlangte zu holen, und hing dann mit erwartungsvoller Miene an den erzählenden Lippen des Freundes, der mit seiner wohlklingenden Stimme begann:

„Als Maria Theresia ein kleines Mädchen von kaum sechs Jahren war und noch ihre guten Eltern besaß, ging sie einmal mit ihnen nach der alten Wallfahrtskirche Maria-Taferl, die auf einem steilen Berge jenseits der Donau liegt. Es war Frühling und die junge Prinzessin, welche mit ihrer Erzieherin, der Gräfin Fuchs, hinter Vater und Mutter einherschritt, hatte große Freude daran, sich aus den verschiedenen Blumen, die schon da und dort auf der Wiese sproßten, ein Sträußlein zu winden.

Aber eine Blume, die sie besonders liebte und gerne der Gnadenmutter auf dem Berge zu Füßen gelegt hätte, konnte sie trotz alles Suchens nicht finden, weil eben ihre Blütezeit noch nicht gekommen war. Es war das zarte Vergißmeinnicht.

Maria Theresia brach in laute Klagen aus und wandte sich mit ihrem Jammer auch an den kaiserlichen Vater. Und da man mittlerweile den Berg erstiegen

hatte und ſchon nahe dem Gotteshauſe war, wies der Kaiſer auf einen alten Krieger, der vor dem Eingange der Kirche ſaß und von den Vorübergehenden milde Gaben erflehte.

„Sieh," ſagte der Vater zur Tochter, „in der Geſtalt eines jeden Armen ruft uns der Himmel ‚Vergißmeinnicht' zu."

Die kleine Prinzeſſin verſtand ſofort dieſe Mahnung und ihr goldenes Kettlein vom Halſe löſend, eilte ſie auf den Bettler zu. Sie überreichte ihm das koſtbare Kleinod mit den freundlichen Worten: „Nimm das, du armer Mann, und kaufe dir dafür, was du brauchſt." Fragend ſah der überraſchte Krieger den Kaiſer an, der ihm lächelnd zunickte, daß er die reiche Gabe ungeſcheut behalten dürfe, und Maria Thereſia nahm jubelnden Anteil an der dankbaren Freude des Alten.

„Das iſt freilich eine ſchöne Geſchichte!" rief Poldl hingeriſſen aus, „fortan ſoll nun auch vor allen anderen das Vergißmeinnicht meine Lieblingsblume ſein."

„Recht ſo," ſagte Heinrich, „aber nicht ohne Bedeutung ſoll dieſe blaue Blume dein Liebling ſein, ſondern ſie mahne dich ſtets, daß du der Treue gegen unſere große Kaiſerin nie und nimmer vergeſſen ſollſt. Verſprichſt du mir das? — Und lieber Poldl, wirſt du auch mich nicht vergeſſen?"

Poldl fand auf dieſe Frage kein anderes Wort als „Heinrich," aber der Ton ſeiner Stimme, ſein glänzendes Auge und das feſte Anſchmiegen an den älteren Freund ſagten deutlich genug, wie er es meine.

Die beiden Freunde beſprachen noch manches, was gerade des Tages Lauf mit ſich brachte, bis Heinrich

plötzlich verſtummte und in die Kiſſen des Lehnſtuhles zurückſank. Das lange Sprechen hatte ihn heute mehr als ſonſt erſchöpft und angegriffen.

Dem Poldl waren ſolche Zufälle des Freundes nicht fremd. Das kam oft ſo ſchnell und ging wieder vorüber. Aber heute dauerte es lange und endlich ſenkte ſich wirklicher Schlaf auf die müde geſchloſſenen Augen. Die tiefen Atemzüge und das friedliche Antlitz verrieten es deutlich.

Poldl ſaß mäuschenſtille an der Seite des Freundes, bis die freundliche Helle des langen Frühlingstages der Dämmerung wich.

„Ich muß heim," dachte der Knabe, erhob ſich behutſam, ſtrich noch einmal zärtlich über die verſchlungenen Hände des Kranken und huſchte dann behende zur Türe hinaus. Auf der Treppe begegnete ihm Paul, ein älterer Bruder, der atemlos ſagte: „Schnell, Poldl, komm heim, wir haben eine große Überraſchung für dich, ich erzähle dir's gleich."

Poldl horchte geſpannt und dieſe Überraſchung war wirklich packend genug: Der Vater hatte beſchloſſen, ſchon morgen mit ihm nach Seitenſtetten zu reiſen.

X. Kapitel.

Ankunft in Seitenstetten.

Poldl durfte die Mutter heute nicht bitten, daß sie noch ein wenig an seinem Lager verweile, denn es ließ sie selber nicht fort. Ihre zärtliche Sorge glaubte, dem scheidenden Kinde noch dies und jenes sagen zu müssen, und es schien ihr kaum möglich, seine Hand aus der ihrigen zu lassen. Die Abreise kam ihr selbst zu unerwartet und schnell.

Den Knaben jedoch drängte es, mit der geliebten Mutter noch über das, was ihm am meisten die Seele bedrückte, Rede um Rede zu tauschen, und er begann in erregtem Tone zu sprechen.

„Gelt, Mutter, ich darf nicht immer in dem Kloster bleiben? — Nein, gewiß, ich bleibe nicht dort, denn weißt du, ich will kein Pfarrer werden, wie der Josef sich's vornimmt. Ich gehe zu den Soldaten, o bestimmt tue ich das. Ich habe es doch der Landesmutter versprochen und auch dem Heinrich Öttl hoch und teuer gelobt. Gelt, du sagst dies dem Vater?"

Frau Unterberger seufzte. Sie kannte ja den Lieblingsplan ihres Poldl, der immer wieder den Soldaten erwählte, und sie wußte auch, daß sie ihn jetzt durch Widerspruch nicht aufreizen dürfe, daher gab sie folgende Antwort:

„Mein liebes Kind, quäle dich nicht mit solchen Gedanken, du bist ja noch viel zu jung, um dich jetzt schon für einen Lebensberuf zu entscheiden. Dein Sinn kann sich noch hundertmal ändern, und die Hauptsache ist, daß du in den folgenden Jahren brav und fleißig studierst und gegen die guten Mönche in Seitenstetten recht willig und folgsam bist. Beharrlicher Fleiß wird dir ein umfassendes Wissen bringen und das hilft dir in jedem Stande fort. Ich werde dir keinen verwehren, wenn du darin nur etwas Tüchtiges leistest. Und so wie ich, denkt auch der Vater."

„Wirklich, Mütterlein, glaubst du, daß der Vater mir beistimmt, wenn ich ihm sage: Ich werde Soldat?"

Wieder seufzte die Mutter, denn so klar sie das Wesen ihres Kindes erkannte, ebensowenig war die Denkart des Gatten ihr fremd. Sie wußte recht gut, daß derselbe mit seinem durchaus biederen und gewiß sehr wohlmeinenden, aber bei alledem etwas nüchternen Sinn für seine Kinder nichts anderes erstrebte als ein ruhiges, sicheres Brot. Nach seinem Wunsche sollte sich ein jeder der Knaben einem solchen Stande zuwenden, wo sich gleich anfangs alle Bahnen zum Ziele unbehindert verfolgen und berechnen ließen. „Nur kein Tappen ins Blaue, in das Unbestimmte hinein, keine sogenannten Versuche, kein Probieren und Wagen, kein Bauen auf glücklichen Zufall, da sich nur durch feste, wohlerwogene Schritte im Leben etwas erreichen lasse", war die Meinung des Mannes, der alles Außergewöhnliche, Phantastische und Abenteuerliche vom Grunde des Herzens verdammte und dem gewiß für keines der Kinder das bewegte, unstete Leben eines Soldaten behagte.

Das war nun freilich dem Poldl nicht gleich so ohne weiteres verſtändlich zu machen, aber die kluge Mutter erſann auch auf dieſe Frage des Kindes die richtige Antwort.

„Aber ſchau, mein herzliebes Närrchen," erwiderte ſie, „du willſt doch dem Vater nicht jetzt ſchon mit ſolch einem Anſinnen kommen? — Ach geh, was machte denn die Kaiſerin mit ſolch einem kleinen Helden? Gelt, jetzt lachſt du ſelber darüber, daß du damals mit den Jungen von Lampersperg nach Wien gewollt haſt, um alle Bayern und Franzoſen maustot zu ſchießen? Das gelänge dir auch heute nicht, darum warte getroſt noch ein Weilchen, ehe du mit dem Vater den Soldaten beſprichſt. Und horch einmal, Büblein, jetzt verkündet uns die Uhr vom Kirchturme drüben gar ſchon die zehnte Stunde des Abends. Wie dumpf und mahnend ſie ſchlägt! In das Bett will uns die alte Brummerin ſchicken, weil ſie weiß, wie zeitlich ſie uns morgen herausholen muß."

„Ach Mutter," hub Poldl wieder an, der ſicherlich noch allerlei zu erörtern hatte, aber die Frau fiel dem unermüdlichen Sprecher entſchieden ins Wort.

„Nein, Poldl, jetzt wird nichts mehr geplaudert. Bedenke die morgige Fahrt, da mußt du friſche, ausgeſchlafene Augen haben, wie ein blöder Traummichel darfſt du nicht in Seitenſtetten erſcheinen. Jetzt beten wir dein Nachtgebet noch einmal zuſammen, und dann flink unter die Hülle hinein und nicht mehr gerührt."

Poldl wußte es ſchon, wenn die Mutter ſolche Tonart anſchlug, dann gab es einfach keinen Widerſpruch mehr, man mußte ſich fügen. Doch nach dem Beten ſchmiegte ſich der Knabe noch einmal recht enge

an ſein Mütterlein. Er konnte es unmöglich laſſen, der Guten ganz leiſe ſeinen letzten Gedanken in das Ohr zu flüſtern. „Mutterl, du biſt mir die Allerliebſte auf der Welt und ſo lieb habe ich auch Poſtmeiſters Heinrich und die Landesfürſtin in Wien.“

Frau Unterberger machte ſich ſtandhaft und hart, ſonſt hätte ſie ja vor bitterem Weh laut aufſchreien müſſen, dieſes liebe, weichherzige Kind hergeben zu müſſen.

Ach Gott, dieſes Kind! — An keines dachte die Mutter mit bängerer Sorge, als gerade an Poldl, aber auch keines konnte ſo herzinnig „Lieb Mütterlein“ ſagen und mit ſolch zutraulichem Weſen hinterher ſein. Auch darin unterſchied ſich der Knabe in auffallender Weiſe von den übrigen Kindern.

Am nächſten Morgen war der Abſchied zwiſchen Mutter und Kind nur flüchtig und kurz und es erſchien beiden wie ein Traum, daß die kräftigen Braunen nur dazu gezäumt und angeſchirrt vor dem Wagen im Hofraume ſtanden, um ſie in kürzeſter Zeit für lange zu trennen.

Der Vater drängte zur Abfahrt, denn der Weg dünkte ihm lange genug und er wollte am Abend beizeiten zurück ſein.

Poldl taute während des Fahrens allmählich auf. Die Braunen griffen trotz der hügeligen Straße gut aus und liefen im raſchen Trabe durch mehrere Orte, von denen ihm nur einer bekannt war, das zunächſt gelegene Haag. Auch einige Schlöſſer lagen am Wege, und Poldl ſtaunte über dieſe geräumigen Bauten mit ihren Erkern und Türmen. Als ſie jetzt, nach etwa

dreiſtündiger Fahrt den Markt und das Schloß St. Peter im Rücken hatten, ging es wieder ein Weilchen zwiſchen Wäldern hindurch und dann auf freier, ebener Straße, bis der ſchnelle Gang der Roſſe durch eine kleine Steigung etwas gehemmt ward. Bald aber zeigte ſich das Kloſter Seitenſtetten den Blicken von Vater und Sohn.

Dieſes freundliche Bild entlockte dem Knaben einen lauten Ausruf des höchſten Entzückens und er fand des Bewunderns kein Ende. Das war freilich ein ganz anderer Bau, gar nicht zu vergleichen mit all jenen Schlöſſern, an denen ſie ſoeben vorüber gefahren waren.

So ein großes, ſtattliches Haus, dieſe Maſſe von Fenſtern, wie viele Zimmer mochten das ſein? — Und da ſollte er fürderhin wohnen? Alle Scheu vor dem Kloſter war plötzlich verſchwunden und dem Poldl wurde ganz gehoben ums Herz, aber dann beſchäftigte ihn lebhaft die Frage, ob ſie wohl Joſef in dieſen unermeßlichen Räumen heute noch finden würden?

Dieſe Sorge wurde gleich nach erfolgter Ankunft im Kloſter behoben, denn ſoeben war der Vormittagsunterricht zu Ende und Joſef erging ſich mit den übrigen Schülern in dem geräumigen Hofe des Stiftes. Voll Freude begrüßte er jetzt das unerwartete Erſcheinen des Vaters und Bruders.

Die Lehranſtalt im Benediktinerſtifte Seitenſtetten, die ſich nach und nach durch das eifrige Beſtreben verſchiedener tatkräftiger Äbte und der im Geiſte ihres Stifters wirkenden Mönche zu einem ſo vielbeſuchten, weit und breit rühmlichſt bekannten Gymnaſium entwickelt hat, reicht in ihren erſten Anfängen weit in das Mittelalter zurück.

Urkundlich läßt sich allerdings nicht nachweisen, daß gleichzeitig mit der Gründung des Klosters auch schon eine Schule eröffnet wurde, aber nach dem Wesen des Ordens, der ja seit seiner Gründung vor allem die Verbreitung von geistiger und materieller Kultur auf sein Banner geschrieben hatte, ist solches als unzweifelhaft anzunehmen.

Aus einem Kataloge vom Jahre 1737 ist zu ersehen, daß zu jener Zeit vier Klassen bestanden, von denen

die 1. „Poesie“,
die 2. „suprema“,
die 3. „media“ und
die 4. „ultima grammaticae classis“

genannt wurde.

In diesem Kataloge sind auch Schüler angeführt, welche in der Musik keine Note erhielten, also nicht Chorknaben waren, woraus deutlich erhellt, daß neben den Zöglingen des Sängerkonviktes auch andere Schüler unterrichtet wurden.

Zu dieser Zahl gehörte Josef Unterberger, und jetzt sollte auch Leopold Aufnahme finden. Er mußte sich zu diesem Zwecke einer Prüfung unterziehen, ob er wohl tauglich sei, der ersten Klasse zugeteilt zu werden, oder dafür erst vorbereitet werden müsse.

Als diese Angelegenheit besprochen und die Prüfung für den nächsten Tag festgesetzt war, besuchte Herr Unterberger vor seiner Abfahrt noch die Maierei des Klosters und wurde dabei von dem Pater Ökonom geleitet. Die beiden Knaben gingen hinterdrein her, doch die wirtschaftlichen Gespräche der beiden Männer, die mit großem Eifer über Viehzucht und Ackerbau sprachen,

langweilten sie bald. „Komm', Poldl," sagte Josef zu dem jüngeren Bruder, „wir gehen zusammen durch das westliche Tor des Maierhofes hinaus, ich will dir die Gegend ein wenig erklären. Ich kenne sie von unseren Ausgängen her bereits zur Genüge."

Die Knaben gingen nun das schmale Sträßlein entlang, das von der Maierei durch die sich anschließenden Felder des Klosters führt. Hier nannte Josef dem Bruder die Namen jener Kirchen, welche die umliegenden Berge krönen und die Landschaft voll Anmut beleben. Da ist vor allem gegen Osten die prachtvolle Kirche auf dem Sonntagberge zu bemerken und weiter nach Süden zu die Pfarre St. Georgen in der Klaus. Auch wußte Josef genau die Lage des ausgedehnten Stiftswaldes und des angrenzenden Buchenberges zu bezeichnen und erzählte jetzt weiter, daß sich an diese Höhen der Rastberg und das freundliche Kirchlein St. Michael anschließe, während weiter gegen Westen der um ein Erkleckliches höhere Plattenberg mit der Ortschaft Kürnberg sich erhebe.

„Diese Pfarre," erklärte Josef, „gehört nicht mehr zu Seitenstetten, aber jene, die ich dir vorhin nannte, sind alle von Priestern aus dem Stifte besetzt, wir Zöglinge besuchen auch ab und zu einen dieser Herren."

Mit gespannter Aufmerksamkeit horchte Poldl auf die Reden des Bruders. O wie vieles wußte dieser schon, und wie sicher und gewandt erzählte er alles.

„Er ist wirklich gescheit," dachte der Kleine, aber als sie jetzt weiter schritten und zur rechten Hand einen kleinen Abhang erreichten, war alle Weisheit des Bruders samt der Umgebung des Klosters vergessen.

Der Abhang war von oben bis unten mit zierlichen Blüten bedeckt, die wie ſchelmiſche Blauäuglein aus dem friſchen Grün der ſproßenden Frühlingsgräſer hervorguckten.

„Ach, Vergißmeinnicht!“ rief Poldl zwiſchen Lachen und Weinen und ſofort ſah er deutlich die geſtrige Szene vor ſich, wo er mit dem geliebten Freunde ſolche Blumen geordnet hatte und dieſer ihm dabei die ſchöne Geſchichte von der Landesmutter erzählte.

Ja, das war geſtern, wirklich erſt geſtern? — Poldl ſeufzte; ach es lag ihm ſo ſchwer auf der Bruſt, daß er abreiſen mußte, ohne dem Freunde ein „Lebewohl“ geſagt zu haben. Was mochte dieſer denken?

Poldl wußte nicht, wie er das ausgleichen ſollte, und wiederholt hatte er heute ſchon an dies und jenes gedacht und jetzt bei dem Anblicke der Vergißmeinnicht fiel ihm plötzlich das Richtige ein. O das befreit ihn ſicher von dieſer böſen Gedankenpein. Schmeichelnd bat er den Bruder:

„Laß uns doch nicht mehr weiter gehen, lieber Joſef, ich bleibe viel lieber hier, um mir auf dieſer blumigen Wieſe ein nettes Sträußlein zu ſammeln.“

Joſef ließ den Bruder gewähren und dieſer raffte wie geſtern von den blauen Blüten zuſammen, was er nur faſſen konnte. Hernach aber teilte er den Buſch in zwei zierliche Hälften, umwand jede derſelben mit kräftigem Faden und als er vor dem Abſchiede noch mit dem Vater in der Gaſtſtube des Einkehrwirtes ſaß, hielt er ihm beide Sträuße entgegen.

„Du Vater!“ ſagte er ſchüchtern dabei, „den einen Strauß ſchick' ich der Mutter und den anderen ſoll

langweilten ſie bald. „Komm', Poldl," ſagte Joſef zu dem jüngeren Bruder, „wir gehen zuſammen durch das weſtliche Tor des Maierhofes hinaus, ich will dir die Gegend ein wenig erklären. Ich kenne ſie von unſeren Ausgängen her bereits zur Genüge."

Die Knaben gingen nun das ſchmale Sträßlein entlang, das von der Maierei durch die ſich anſchließenden Felder des Kloſters führt. Hier nannte Joſef dem Bruder die Namen jener Kirchen, welche die umliegenden Berge krönen und die Landſchaft voll Anmut beleben. Da iſt vor allem gegen Oſten die prachtvolle Kirche auf dem Sonntagberge zu bemerken und weiter nach Süden zu die Pfarre St. Georgen in der Klaus. Auch wußte Joſef genau die Lage des ausgedehnten Stiftswaldes und des angrenzenden Buchenberges zu bezeichnen und erzählte jetzt weiter, daß ſich an dieſe Höhen der Raſtberg und das freundliche Kirchlein St. Michael anſchließe, während weiter gegen Weſten der um ein Erkleckliches höhere Plattenberg mit der Ortſchaft Kürnberg ſich erhebe.

„Dieſe Pfarre," erklärte Joſef, „gehört nicht mehr zu Seitenſtetten, aber jene, die ich dir vorhin nannte, ſind alle von Prieſtern aus dem Stifte beſetzt, wir Zöglinge beſuchen auch ab und zu einen dieſer Herren."

Mit geſpannter Aufmerkſamkeit horchte Poldl auf die Reden des Bruders. O wie vieles wußte dieſer ſchon, und wie ſicher und gewandt erzählte er alles.

„Er iſt wirklich geſcheit," dachte der Kleine, aber als ſie jetzt weiter ſchritten und zur rechten Hand einen kleinen Abhang erreichten, war alle Weisheit des Bruders ſamt der Umgebung des Kloſters vergeſſen.

Der Abhang war von oben bis unten mit zierlichen Blüten bedeckt, die wie ſchelmiſche Blauäuglein aus dem friſchen Grün der ſproßenden Frühlingsgräſer hervorguckten.

„Ach, Vergißmeinnicht!“ rief Poldl zwiſchen Lachen und Weinen und ſofort ſah er deutlich die geſtrige Szene vor ſich, wo er mit dem geliebten Freunde ſolche Blumen geordnet hatte und dieſer ihm dabei die ſchöne Geſchichte von der Landesmutter erzählte.

Ja, das war geſtern, wirklich erſt geſtern? — Poldl ſeufzte; ach es lag ihm ſo ſchwer auf der Bruſt, daß er abreiſen mußte, ohne dem Freunde ein „Lebewohl“ geſagt zu haben. Was mochte dieſer denken?

Poldl wußte nicht, wie er das ausgleichen ſollte, und wiederholt hatte er heute ſchon an dies und jenes gedacht und jetzt bei dem Anblicke der Vergißmeinnicht fiel ihm plötzlich das Richtige ein. O das befreit ihn ſicher von dieſer böſen Gedankenpein. Schmeichelnd bat er den Bruder:

„Laß uns doch nicht mehr weiter gehen, lieber Joſef, ich bleibe viel lieber hier, um mir auf dieſer blumigen Wieſe ein nettes Sträußlein zu ſammeln.“

Joſef ließ den Bruder gewähren und dieſer raffte wie geſtern von den blauen Blüten zuſammen, was er nur faſſen konnte. Hernach aber teilte er den Buſch in zwei zierliche Hälften, umwand jede derſelben mit kräftigem Faden und als er vor dem Abſchiede noch mit dem Vater in der Gaſtſtube des Einkehrwirtes ſaß, hielt er ihm beide Sträuße entgegen.

„Du Vater!“ ſagte er ſchüchtern dabei, „den einen Strauß ſchick' ich der Mutter und den anderen ſoll

Franzl gewiß noch heute zu Heinrich Öttl nach dem Poſthauſe tragen.“

Dem Vater ging es ſelber ganz gewaltig zu Herzen, daß er nun ohne den munteren Poldl heimfahren ſolle; er drückte ihn zärtlich an ſich und zu ſeiner Bitte nickte er freundlich, ohne derſelben weiter zu achten.

Er ſteckte die Blumen nur ganz loſe und flüchtig in die Rücklehne des niedrigen Wagens, ſo daß ſie durch die raſche Bewegung des Fahrens bald ins Kollern gerieten und in den Straßenſtaub fielen, um dort zertreten zu werden.

Poldl jedoch dachte, als er auf ſeiner neuen Schlafſtelle lag, mit getröſtetem Herzen:

„Ei freilich, jetzt hat die Mutter mein Sträußlein ſchon, o wie wird die Gute ſich freuen, und mein lieber Heinrich weiß nun auch, wie ich es meine, die Blumen ſagen ihm's ſchon.“

XI. Kapitel.

Poldls Bekanntſchaft mit dem Kloſterpförtner.

Poldls Prüfung verſchob ſich aus verſchiedenen Gründen um volle zwei Tage und dieſe Zeit wurde dem Jungen freigegeben; er ſollte ſie nützen, um anzugewöhnen und in den Kloſterräumen heimiſch zu werden.

Der angehende Student war über dieſe Beſtimmung keineswegs böſe, und die gewährte Vakanz verſchaffte ihm auch einen Freund, mit dem er bald in dem anziehenden Fahrwaſſer kriegeriſcher Ereigniſſe ſchwamm.

Es war am erſten Vormittag. Die übrigen Knaben ſaßen in der Schule und Poldl lief müßig über die breiten Gänge und Treppen in den Stiftshof hinab.

Da kam der Kloſterpförtner durch die Eingangshalle herein, er ſchritt der Kirchentüre zu und trug in beiden Armen blühende Topfgewächſe. Eines der Stöcklein drohte zwiſchen den anderen durchzuſchlüpfen und auf den Boden zu fallen, was Poldl bemerkte.

Eilends ſprang er herzu, ergriff die gefährdete Blume und ſagte in freundlichem Tone:

„Ihr habt da gar zu viele Töpfe in den Händen, darum könnt Ihr ſie nicht ordentlich tragen. Erlaubt, daß ich Euch helfe.“

„Ei ſieh', das wäre doch,“ entgegnete erfreut und verwundert der Pförtner, „das iſt ja gerade, als ob

mir die liebe Frau ſelber einen Gehilfen zuſenden wollte. Da muß ich dich freilich mit tauſend Freuden begrüßen, und du haſt ſchon recht, ein bißchen viel habe ich da aufgepackt, aber wenn du mir noch dieſen Topf und jenen hier links abnehmen willſt, komme ich ſchon durch."

„Tragt Ihr die Blumen in die Kirche?" fragte Poldl, ſchon im Gehen und bereits reich mit Blumen beladen.

„Ja," war die Antwort des ältlichen Mannes, „ich will den Maialtar ſchmücken. Dieſe Blumen habe ich von da und dort im Orte zuſammengeholt, wo ich etwas Blühendes wußte. Die Leute gaben mir's gern."

„Darf ich Euch zieren helfen?" fragte Poldl mit bittender Stimme.

„O gewiß kannſt du mir helfen, freundlicher Kleiner. Du biſt wohl auch einer von jenen, wie ſie hierher in die Schule kommen? Aber ſicher biſt du erſt kurze Zeit hier, ich ſah dich noch nie."

„Ich bin geſtern mit dem Vater von Strengberg herübergefahren und freilich ſoll ich hier die Schule beſuchen. Jetzt habe ich noch ein bißchen Vakanz. Kennt Ihr vielleicht den Joſef Unterberger? Das iſt ein Bruder von mir."

„So, ſo, du biſt der Bruder des Unterberger? — Das iſt ja bekanntlich ein ausbündig Braver. An dem haſt du freilich ein herrliches Beiſpiel."

Die Unterhaltung der beiden verſtummte, denn ſie betraten die Kirche. Poldl zeigte ſich als Handlanger ungemein eifrig, doch brauchte das Werk ſchon eine gehörige Zeit, da der Pförtner haben wollte, daß es ihm *recht nett* und zierlich gelinge.

„Ich bin der lieben Frau zu großem Danke verpflichtet," sagte der Alte, als sie zusammen die Kirche verließen, „ich habe einmal in höchster Not zu ihr meine Zuflucht genommen, und wirklich hat mich die Mächtige gnädig erhört. Ja, Kleiner, damals ist mir das Sterben schon bedenklich nahe gestanden. Huh! Mich schaudert's noch heute, wenn ich dieser Stunde gedenke."

„Das Sterben? Was Ihr doch sagt? Und wie kamt Ihr in solche Gefahr? Ich bitte, erzählt es mir doch," entgegnete Poldl voll Eifer. Die Neugierde regte sich mächtig in ihm.

„Nun ja, den Franzosen bin ich halt im Wege gestanden und da hätten sie nicht lange überlegt, mich alten Kerl über den Haufen zu schießen."

„Ach die Franzosen!" sagte Poldl voll Feuer, „o das möchte ich gerne recht ausführlich wissen. Ist es eine lange Geschichte?"

„Ja, mit zwei und drei Worten bringe ich sie kaum aus der Kehle, aber wenn es dir gefällt, die Sache genau zu erfahren, will ich sie gerne erzählen. Nur steht mir jetzt nicht die erforderliche Zeit zur Verfügung, doch wie wäre es, Bürschlein, wenn du den Herrn Präfekten bätest, er möge dich nachmittags mit mir gehen lassen? Ich habe bei einem benachbarten Bauern ein Geschäft zu besorgen und da könnten wir auf dem Wege nach Herzenslust plaudern."

„O das wäre herrlich!" jubelte Poldl und sprang sogleich in mächtigen Sätzen davon, um den Aufsichtspräfekten zu suchen und ihm sein Anliegen vorzutragen. Dieser erfüllte die Bitte des Knaben.

Der Weg, den der Pförtner und Poldl zu gehen hatten, zog sich zuerst zwischen Kloster und Maierhof durch, dann führte er immer an Feldern und Wiesen vorbei und es war prächtig, abwechselnd unter blühenden Bäumen zu wandern oder nach den üppigen Halmen des Getreides schauen zu können.

Aber Poldl war sichtlich nicht geneigt, auf diese Frühlingswunder zu achten, sondern drang in seinen Begleiter, ihm sogleich das Abenteuer mit den Franzosen zu berichten.

Als dann der Pförtner mit der Behauptung begann, daß Poldl von den Einfällen der Franzosen und Bayern wohl nicht mehr viel wissen würde, da er doch zu jener Zeit noch ein rechter Knirps gewesen sei, fiel ihm dieser schleunigst ins Wort. Fast entrüstet klang seine Stimme dabei.

„O ich weiß noch alles sehr gut, auch in Strengberg waren die fremden Soldaten, und ich wollte alle Bayern erschießen."

„Oho!" lachte der Alte, „du bist so grimmigen Sinnes? Wahrhaftig, dein Zorn und dein Mut wären manchem Großen zu wünschen. Also du weißt, welch bewegte Zeit wir damals durchlebten, und auch in Seitenstetten hatten wir Schreckenstage genug und dazu noch immer die Ungewißheit, wie die Sache sich endlich gestalten würde. Am 2. Oktober 1741 ging's an. Da kamen die Bayern, und ihr erstes war, unseren würdigen Küchenmeister zu fassen und erst dann wieder freizugeben, als ihnen versichert wurde, daß sie an Speisen bekämen, was sie verlangten, und daß auch für ihren *gewaltigen* Durst zur Genüge vorgesorgt sei. Zuletzt wurden

die Kerle ganz vertraut und gemütlich, aber wie Leute eines wohldisziplinierten Soldatenregiments sahen sie keineswegs aus. Viele aus ihnen trugen nicht einmal eine ordentliche Uniform auf dem Leibe und gingen halb wie Bauern gekleidet. Man hatte sie wohl kurzweg von dem Pfluge zu dem Kriegszuge geholt. Übrigens fürchtete sich die Bande gewaltig, daß ihnen die ungarischen Husaren an den Leib rücken würden, und zog zu unserer Freude noch an demselben Tage wieder ab."

Poldl horchte mit großer Spannung, aber dem Pförtner war es heuer sein erster Frühlingsgang; das Gehen strengte ihn an, auch stockte ihm der Atem zuweilen, und es war dem Manne recht lieb, daß sie jetzt zu einem Bänklein gelangten.

„Weißt du, Kleiner," sagte der Pförtner, „so wenig lieb mir die Sache auch ist, so muß ich doch daran glauben, daß Gehen und Sprechen zwei Dinge sind, die sich bei mir nicht mehr zusammen vertragen. Aber wir ruhen ein wenig und dabei erzähle ich weiter."

Poldl nickte nur. Was sollte er sagen? Er wollte nur hören und der Pförtner sprach weiter:

„Länger wie 14 Tage blieben wir jetzt von jedem Überfalle verschont, bis am 18. die Franzosen kamen. Diese beweglichen Herren waren allerdings recht freundlich, weil sie natürlich die Gunst der Österreicher gewinnen wollten, aber dabei machten sie doch eine Menge Ansprüche, schrieben Getreidelieferungen aus, die bis Enns und dann noch weiter nach Budweis geschafft werden sollten. Auch blieben diese ungebetenen Gäste etwas länger im Orte als früher die Bayern und kaum hatten wir uns nach ihrem Abmarsche ein wenig erholt, da rückte

am 1. November ein anderer Trupp von 300 Franzoſen an. Dieſe hatten ſich früher anmelden laſſen und den Wunſch ausgeſprochen, daß einer der geiſtlichen Herren mit der heiligen Meſſe auf ſie warten möge. Im Kloſterhofe lagerte die lärmende Schar, tat ſich gütlich an den Vorräten in Speiſekammer und Keller und zuletzt verlangten ſie 300 Gulden Brandſteuer von dem Abte des Kloſters. Als dieſe Ruheſtörer glücklich abgezogen waren, kamen franzöſiſche Marodeure aus Aſchbach daher und das waren erſt noch die Allerärgſten. Da ſie über die Maßen verwahrloſt, zerriſſen und ſchmutzig waren, ſchienen ſie uns ſchon nach ihrem Äußern ein recht verwegenes Raubgeſindel zu ſein. Und man tat ihnen wahrlich nicht unrecht. Herrgott im Himmel, waren das ungeſtüme Burſche! Sie drangen wie die Wilden in die Räume des Kloſters, erbrachen Kiſten und Kaſten, Truhen und Schränke und wühlten in den Getreidekammern wie gierige Hamſter. Vor allem anderen aber wollten ſie Waffen haben, denn ihr Wehrzeug hatten ihnen größtenteils die Bayern ſelbſt gewaltſam weggenommen. Ja, ja, dieſe frechen Geſellen vergeſſe ich zeitlebens nimmer, denn zweien dieſer Kerle hätte ich es ja zu verdanken gehabt, wenn mich jetzt ſchon die ſchwarze Erde des Kirchhofes bedeckte. Mein Amt iſt, die Eingangstüre in den Konvent, in dem, abgeſchloſſen von aller Welt, die Mönche wohnen, genau zu bewachen und unberufenen Beſuchern den Eintritt zu verwehren. Natürlich wollten aber die Franzoſen auch in dieſen Trakt des Kloſters hinein, um ihren Raubgelüſten zu fröhnen. Ich hatte die Türe feſt verſchloſſen, hörte nicht *auf* ihr lautes Toben und Schelten, bis ſie zuletzt mit

der Drohung kamen, wenn ich nicht gutwillig öffnete, würden sie mit Gewalt die Türe erbrechen, und dann wäre mein letztes Stündlein gekommen, denn für meinen hartnäckigen Widerstand müßte ich büßen. Kaum hatten die fluchenden Rebellen solches gesagt, als auch schon einer mit dem Kolben des Gewehres an die schwere, hölzerne Türe schlug, daß sie dröhnend in allen Fugen erbebte. Alle Wetter, das wurde bedenklich. Waren sie einmal herinnen, dann ging es mir schlecht, und herein kamen sie, das merkte ich schon. Da habe ich denn freiwillig geöffnet, aber wie? — So schnell ich nur konnte, riß ich die Tür auf, in der Hand meine alte, verrostete Büchse und im Herzen den flehenden Ausruf: ‚O hilf mir Maria!' — Und sieh, die zwei französischen Helden mochten durch mein blitzschnelles Erscheinen und das mutvolle Anlegen meiner Waffe, die sie jedenfalls für scharf geladen hielten, so erschreckt worden sein, daß sie schleunigst Fersengeld gaben. Wer war froher als ich? — Auf die Knie bin ich niedergesunken und wenn ich auch in meiner Erregung — mir haben ja von der ausgestandenen Todesangst alle Glieder gezittert, daß ich kaum die Hände zu falten vermochte — kein rechtschaffenes Gebet hervorbringen konnte, so haben es der liebe Gott und seine barmherzige Mutter doch sicher gewußt, welch ein dankbares Kind da vor ihnen auf dem nackten Fußboden kniete."

Der alte Mann hatte sein Abenteuer mit den Franzosen, das ihm noch so frisch und lebendig vor der Seele stand wie der gestrige Tag mit immer mehr steigendem Feuer erzählt, so daß er zuletzt eine gute Weile verschnaufen mußte, ehe er wieder ordentlich aufatmen konnte.

Aber auch dem horchenden Knaben war es ganz heiß in die Wangen gestiegen und unwillkürlich hatte er mit seinen eigenen Bewegungen die Gesten des lebhaft agierenden Erzählers begleitet.

Und sicherlich wußte dieser prächtige Pförtner noch mehr; Poldl stellte Frage um Frage und wollte jetzt vor allem anderen wissen, wie lange diese raubgierige Schar in Seitenstetten gewirtschaftet habe.

„O, die waren urplötzlich dahin," entgegnete lachend der Alte, dem offenbar noch heute dieser schnelle Abzug gefiel. „Das tapfere Völklein aus Ybbsitz — das ist ein dem Kloster gehöriger Ort, ziemlich weit in den Bergen — das man um Hilfe gebeten hatte, säumte nicht lange. Blitzschnell waren sie da, und siehst du, Bürschlein, dieses Gebäude hier knapp vor uns, wo der Lehm zu den Ziegeln geformt wird, war die Nachtherberge der wackeren Kämpen. Ein steinalter Mann war auch bewaffnet mit ihnen im Zuge, die Sorge um sein liebes Kloster ließ ihn unmöglich daheim. Ja, diese Ybbsitzer hielten mit seltener Treue zu uns, aber die Franzosen warteten nicht, bis sie von dieser tapferen Schar fortgestäupt wurden; sie hatten Wind von der Sache bekommen, und huit, waren sie auf und davon."

„Sagt mir doch, bester Herr Pförtner," fragte Poldl gespannt, „habt Ihr kein Verlangen, wider die Feinde des Landes zu kämpfen?" Die Erwähnung des alten Ybbsitzer Helden brachte den Knaben auf diesen Gedanken.

„O gewiß," entgegnete lebhaft der Alte, „wäre ich noch ein junger kräftiger Fant, ich stünde sofort mitten in dem Getümmel des Krieges, da wäre es doch Sünde und Schande, bliebe man feige daheim. Aber du mein

Gott, so ein alter, kraftloser Bursche, dem schon allefort der Atem ausgeht, der taugt nur mehr für ein Amt hinter sicheren Mauern. Das ist mir wohl nur einmal geglückt, daß vor meiner alten, schadhaften Büchse die Feinde so eilfertig Reißaus nahmen. Mich ein zweitesmal auf die Hilfe der lieben Frau zu verlassen, etwa gegen eine ganze Kolonne, das wäre doch gar zu vermessentlich auf die Gunst des Himmels gebaut."

„Aber ich werde Soldat, ich," sagte jetzt Poldl mit glänzenden Augen und starker Betonung des Ich.

„Ei gewiß," erwiderte in selbstverständlichem Tone der Pförtner, „du kannst schon einmal ein tüchtiger Krieger werden. Du hast ein kräftiges Wachstum und deinem Herzen wird es nicht an Mut und Entschlossenheit fehlen, du hast ganz die rechten Augen dazu, da leuchtet es deutlich heraus."

Poldls Angesicht strahlte voll Freude, daß dieser Mann neben ihm es ganz naalstürliche Sache erfaßte, daß er einstmals ein Krieger würde, und auch meinte, daß ihm keine der notwendigen Eigenschaften fehle.

Aber jetzt hätte er noch gar zu gerne weiteres von den Ereignissen jener Tage gewußt, doch der Pförtner, der soeben seine Taschenuhr hervorgezogen hatte, bemerkte erschreckt die vorgeschrittene Zeit und sagte, indem er sich eiligst von dem Bänklein erhob:

„Ei, Junge, das geht nicht, daß wir hier so gemütlich sitzen bleiben und eine Viertelstunde um die andere müßig verplaudern. Ich muß ja noch zum Edlabauern hinüber, und bis ich da mit ihm das Nötige verabredet habe, vergeht auch wieder ein Weilchen. Meine Freizeit ist nicht sehr reichlich bemessen und

ein säumiges Wesen ist man von mir auch nicht gewohnt. Schau, schau, es ist doch gerade, als ob über dem Erzählen und Fragen der Uhrzeiger noch einmal so rasch herumkreisen würde."

Poldl war natürlich von dieser Bestimmung des Pförtners nicht sehr erbaut und fand es keineswegs hübsch, bei dem Edlabauern in der rauchigen Stube zu sitzen und anzuhören, wie dort allerlei Geschäftliches hin und wider verhandelt wurde.

Wenn der Pförtner doch wenigstens auf dem Heimwege wieder ein wenig seine unvergleichlichen Soldatengeschichten fortsetzen wollte, aber dieser war trotz aller Bitten nicht dazu zu bewegen, denn der kränkliche Mann hatte vorhin recht deutlich gemerkt, daß er seiner angegriffenen Lunge nicht gar zu viel zumuten dürfe und am besten täte, während des Gehens hübsch schweigsam zu bleiben.

Übrigens schied Poldl doch nicht ohne Trost von dem soldatenkundigen Pförtner, denn dieser lud den ihm liebgewordenen Knaben ein, doch öfters nach seiner traulichen Wohnstube zu kommen. Er würde sein Erscheinen stets mit großer Freude begrüßen, und was ihm aus jenen stürmischen Zeiten noch in Erinnerung sei, sollte Poldl dann haarklein erfahren.

XII. Kapitel.

Weitere Berichte des Pförtners.

Poldl bestand seine Prüfung mit gutem Erfolge. Es hatten ja Pfarrer und Lehrer daheim dem begabten Kinde manches Extrastündlein gegeben, so daß es seine Mitschüler bald weit überholte und jetzt auch reif genug war, in die erste Klasse der Klosterschule aufgenommen zu werden, trotzdem das Schuljahr schon weit vorgeschritten war.

Der Knabe lernte mit ausdauerndem Fleiße und stand mit keinem Zweige der vorgetragenen Wissenschaft auf feindlichem Fuße, doch in der Rechenstunde tat er sich am meisten hervor.

Aber auch was die hochwürdigen Herren aus der Geschichte und Geographie ihren Schülern erzählten, dünkte Poldl anziehend genug, um ja keine Silbe davon zu verlieren, und es wurde von den Lehrern mit großer Freude bemerkt, daß gewiß auch der jüngere Unterberger an Fleiß und Auffassungsgabe dem älteren Bruder nichts nachgab.

Nicht so ähnlich aber war die Gemütsart der beiden Studenten. Während Poldl nur von schmucken Uniformen und kühnen Kriegshelden träumte und mit der Laufbahn eines Soldaten das höchste Glück des Lebens verband, strebte Josef mit seinem ruhigen Wesen nach ganz

anderen Zielen. Er sah sich bereits in dem dunklen, schlichten Priestergewande als Seelenhirt walten und war ungemein zufrieden, in dem stillen Kloster ungestört seinen Studien obliegen zu können.

Natürlich war der eine Bruder von den Zukunftsplänen des anderen wohl unterrichtet und Josef bemühte sich redlich, dem Kleinen die törichten Soldatengedanken aus dem Kopfe zu schlagen und ihn für seine eigene Berufswahl umzustimmen, und zwar umsomehr, da er wußte, daß es auch der ausdrückliche Wunsch des Vaters sei, sie beide einst als Priester zu sehen.

Aber Poldl war keineswegs so leicht für die Ansicht des Bruders herumzukriegen, und es entspann sich nicht selten zwischen beiden ein lebhafter Streit. Der jüngere vermied es zuletzt, mit Josef überhaupt noch etwas von Soldaten zu sprechen und lief in seinen Mußestunden viel lieber zu dem freundlichen Pförtner hinüber.

Auch heute saß Poldl, es war ein schulfreier Tag, wieder einmal vergnügt bei seinem lieben, weißhaarigen Freunde, und es dauerte nicht lange, so drehte sich beider Gespräch natürlich um Krieg und Soldaten.

Sie beredeten, wie schon oft, die Zeit des Einfalles der Franzosen und Bayern und der Pförtner erzählte heute von jenem denkwürdigen Tage, dem 7. Dezember 1741, an dem die betrübende Kunde, daß Prag in die Hände der Feinde gefallen sei, alle Gemüter mit Angst und Schrecken erfüllte.

„Ach ja," sprach lebhaft der Mann, „wir sind alle recht verzagt und kleinlaut gewesen, sowohl im Kloster als auch draußen im Markte, denn in der Tat sah es schlimm genug aus. Man mußte ja wirklich befürchten,

daß jetzt auch Niederösterreich der Gewalt des Feindes unterliegen werde, nachdem dieser bereits Oberösterreich und nun auch Böhmen erobert hatte. Die Landesgrenze an der Enns war nur schwach besetzt, es schien unmöglich, daß diese wenigen Soldaten die zahlreichen feindlichen Truppen zurückschlagen könnten. In jenen Tagen ist wenig gearbeitet, desto mehr aber geweint und gebetet worden und das geängstigte Volk trug damals viel beklommene Herzen durch die Eingangshalle in die Klosterkirche herein, aber es war auch mancher dabei, der durch dieselbe Pforte heimlich sein irdisches Gut wohlverwahrt im Säckel daher brachte, um es hinter den sicheren Klostermauern zu bergen."

Ein wenig mußte der Pförtner jetzt inne halten, um wieder gehörig zu Atem zu kommen, dann aber sprach er weiter mit steigender Wärme:

„Glaub' es mir, Junge, über unserem Lande waltet ohne Zweifel ein günstiger Stern und wenn er auch bei jenem heftigen Anprall durch die feindlichen Mächte allen Glanz und Schimmer verlor, so ist er doch niemals erloschen und er strahlte sofort wieder zu neuem Lichte empor, als die braven Ungarn mutig die Kriegswaffen schwangen. Unsere hohe Monarchin hatte nicht umsonst auf dem Landtag zu Preßburg um die tatkräftige Hilfe ihrer ungarischen Untertanen gefleht. Dem gewaltig zündenden Heerrufe dieser tapferen Helden folgten Tausende und Tausende kampfbereiter Männer und zogen scharfbewaffnet dem Feinde entgegen. Auch durch Seitenstetten marschierte ein Teil der ungarischen Krieger und wenige Tage nach jenem schreckhaften 7. Dezember ertönte heller Trompetenschall, der das Erscheinen der

Husaren von dem Regiment Hacker verkündete. Diese nahmen im Orte Standquartier und du kannst dir wohl denken, was unser stilles Nestchen dadurch für ein reges Leben gewann und wie prächtig es diese Gäste verstanden, in den Vorratskammern der Hausfrauen aufzuräumen. Aber es waren doch unsere Soldaten und ihr Wesen gar nicht zu vergleichen mit dem Gehaben der feindlichen Truppen. Man gönnte ihnen alles viel lieber und mit solchen Leuten, die da vor den Strapazen des Krieges stehen und für das Vaterland ihr Leben einsetzen müssen, hat ein jeglicher Mitleid und tut ihnen Gutes, so viel er nur kann. Die Hackerischen Husaren zogen am 27. Dezember wieder ab, um der ungarischen Infanterie Platz zu machen. Dieses Bataillon lagerte zum größten Teile in dem Klosterhofe und sah freilich nicht so fein aus, wie die flotten Husaren, aber es war doch ein fesselnder Anblick, als der Kommandant Vetös am nächsten Vormittage nach dem Hochamte die Soldaten in vollster Parade vor dem hochwürdigsten Abte aufmarschieren ließ. Übrigens gab es da auch noch nach anderem zu schauen, da an dem gleichen Tage das schöne siebenbürgische Infanterieregiment mit Sang und Klang durch Seitenstetten nach St. Peter zog. Auch General Bärenklau marschierte hier mit. Fast jeden Tag gab es ein anderes Schauspiel und einmal erlebten wir auch einen tüchtigen Schrecken, als das steiermärkische Regiment Liebingstein hier durchmarschierte, um in Haag Quartier zu nehmen. Wir wähnten die durchfrorne, ermüdete Schar bereits in behaglicher Ruhe, als die Armen plötzlich mitten in der Nacht wieder mit zahlreichen Lichtern erschienen und sich mit Blitzesschnelle

das Gerücht verbreitete, sie seien von bayerischen Truppen zurückgetrieben worden. Das war jetzt ein wildes Hasten und planloses Durcheinanderrennen. Die Leute, aus dem Schlafe aufgeschreckt, stürzten, laut jammernd und nur notdürftig bekleidet, aus den Häusern und ein jeder glaubte, nun würden die Feinde gleich hinterdrein folgen. Endlich erfuhr man, daß die Ursache des Rückzuges Platzmangel in Haag gewesen sei. Auf diese Nachricht legte sich allgemach der laute Tumult. Die Einmärsche dauerten fort und als das ganze, durch die Ungarn so gewaltig verstärkte Armeekorps zur Verteidigung des Landes einmal in wohlgeregelter Bewegung war, ging es rasch vorwärts. Schon am 21. Dezember waren die Franzosen und Bayern aus ihren Verschanzungen geworfen, mehrere Übergänge über den Ennsfluß errungen und die Städte Enns und Steyr zurückerobert. Siegreich schritten unsere Scharen weiter vor und innerhalb der kurzen Frist von sechs Tagen war Oberösterreich wieder unter der Herrschaft seiner rechtlichen Besitzer. Nur Linz stand noch zu den Bayern, aber in den letzten Tagen des Jänner 1742 gelang es, auch diese Stadt endlich wieder zurückzugewinnen, und am 15. Februar rückten die Österreicher in München ein."

Während der Pförtner, häufig von Fragen und Bemerkungen seines jungen Freundes unbrochen, dies alles erzählte, war unvermerkt ein Pater in die Pförtnerstube getreten. Er hörte noch den letzten Teil des Berichtes und als der eifrige Sprecher geendet hatte, rief er aus:

„Ei, sieh da, unser Pförtner trägt Weltgeschichte vor. Ja, ja, ich weiß schon, du bist darin vortrefflich bewandert, und wenn bei dir nicht schon so ein ansehn-

liches Häuflein Mehl auf den Haaren läge und sich auch der Atem um ein gutes Stück verlängern ließe, so hätten wir schon längst einen anderen Pförtner hier sitzen, und du tätest wacker mit, die Feinde aus dem Lande zu treiben."

Erschreckt drehten sich Erzähler und Zuhörer bei dieser Anrede nach dem unerwarteten Gaste, doch der Pförtner faßte sich bald, er wußte es schon, der immer gut-gelaunte Pater Ämilian pflegte ihn gerne ein wenig zu necken, und auf seine letzte Bemerkung, die Kampflust betreffend, erwiderte er:

„Ja, Hochwürden, Sie haben vollkommen recht, wäre ich nur jung und rüstig genug, ich wüßte schon, wo ich jetzt stünde, und ein festes Auftreten wäre es auch. Aber so ein elender Krüppel, wie ich einer bin, der muß ja tausendmal froh sein, wenn er überhaupt noch ein Geschäft hier im Leben zustande bringt."

„O, und das deine ist wahrhaftig wichtig genug," scherzte wieder der Pater, „bedenke nur, wir alle, der ganze Konvent, stehen unter deinem mächtigen Schutze; und wie tapfer und geschickt du den Eingang zu verteidigen weißt, bewiesest du damals, den Franzosen gegenüber. Du jagtest gar mit einer verrosteten Büchse die Bande davon. Das gelingt sicher nicht jedem."

„Doch sieh," fuhr jetzt der geistliche Herr zu sprechen fort, indem er den Knaben an des Pförtners Seite näher in Augenschein nahm, „das ist ja der Leopold Unterberger, unser jüngster Schüler. Ich habe schon gehört, daß du den Pförtner so gerne besuchst, aber sprecht ihr denn immer von dem Treiben der Soldaten und den Schrecken des Krieges? Gefällt dir das, Unterberger?"

„Ja freilich," übernahm lachend der Pförtner die Antwort, „diese derbe Kost ist es ja eben, die meinem jungen Besucher so vortrefflich mundet, und wenn ich nicht allerhand von den Soldaten zu schwätzen wüßte, so wäre mir das Studentlein gewiß nicht so hold. Das ist der Kitt, der unsere Freundschaft zusammen hält. Gelt, Unterberger, ich habe das Rechte getroffen?"

Poldl nickte lebhaft dem Alten entgegen und als ihn der Pater jetzt fragte: „Du hörst also wirklich so gern von den Soldaten erzählen?" entgegnete er mit glühenden Wangen:

„O, gewiß, ich weiß gar nichts, was ich lieber anhören würde, und ich werde selbst in Zukunft ein Krieger."

„Ein Krieger?" entgegnete verwundert der Pater, „und mit welch ernster und entschlossener Miene du das herausſagst. Aber, Kleiner, ich habe doch mit deinem Vater über Eure Zukunft gesprochen, er will ja, daß ihr beide, Josef und du, den geistlichen Stand erwählet. Wie reimt sich das mit deinem Soldaten zusammen?"

„Ach ja, der Vater," erwiderte seufzend der Knabe, „freilich will er das haben; aber nicht wahr, Hochwürden, ich darf ihm da nicht gar so strenge gehorchen, wenn ich schon einmal gar so gerne Soldat werden möchte?"

„Oho, nur gemach, und beileibe kein langes Grübeln und Tüpfeln übers Gehorchen. Das steht solchen Jungen auf keinen Fall zu. Diese können überhaupt noch gar nicht bestimmen, was sie einmal freut und was nicht, die haben nur fleißig zu lernen und sich vor allem in die Studienordnung zu fügen. Da schau einmal her, wo der Uhrzeiger steht?"

Ja der Uhrzeiger! — Als der Knabe mit raschem Blick den Stand desselben ersah, war er auch schon wie ein Blitz

aus der Pförtnerstube verschwunden, denn er sollte schon ein gutes Weilchen im Studiersaale sitzen, und der Präfekt würde ihn sicher nicht mit lobenden Worten empfangen.

Diese Befürchtung traf allerdings zu, aber die Rüge fiel gelinder aus, als Poldl dachte, und als er jetzt tiefgebeugt über seinem Buche saß, fielen ihm wieder die Worte des Pater Ämilian ein.

Es war eigentlich merkwürdig und auch kränkend genug, daß die Erwachsenen seinen Zukunftsplänen so wenig Interesse entgegentrugen und weit eher geneigt waren, dieselben mit Geringschätzung und Spott zu betrachten. Da hieß es nur immer: „Was hat so ein Junge schon solche Gedanken zu hegen, der soll nur gehorchen und lernen."

Ei ja, gehorchen und lernen! — Es konnte ihm niemand sagen, daß er beides nicht tat, sogar sehr willig und gerne, aber sie sollten ihn dafür auch nicht immer wie einen einfältigen Buben behandeln, der noch gar nicht zu denken habe, wie er sich seine Zukunft gestalte.

Nur bei dem alten Pförtner war dafür das rechte Verständnis zu finden, und — nur mit Mühe unterdrückte Poldl einen lauten Aufschrei des Jubels — er dachte an Postmeisters Heinrich in Strengberg und diesmal nicht mit der heißen, unerfüllten Sehnsucht wie sonst, sondern mit dem jauchzenden Frohgefühle eines baldigen Wiedersehens.

In kurzer Zeit war ja das Schuljahr zu Ende, und schon am ersten Ferientage stampften wieder die kräftigen Braunen aus dem Unterberger Stalle in Strengberg vor dem Portale des Klosters, wo alsbald Josef und Poldl erschienen, um in der alten, wohlbekannten Reisekalesche der Heimat entgegenzufahren.

XIII. Kapitel.

Letzte Zusammenkunft mit Heinrich.

Ferien sind immer schön, aber jene, welche den Studenten nach seinem ersten Abschiede aus dem Elternhause wieder in dasselbe zurückführen, sind bekanntlich die schönsten. Und so sprang auch Poldl mit einem hellen Ausruf überströmender Freude von dem hohen Trittbrette des Wagens herunter, der herbeieilenden Mutter in die geöffneten Arme.

Der Vater betrachtete mit gefälligem Stolze seine beiden Studenten, die ja auch wirklich zu den schönsten Erwartungen berechtigten.

Josef hatte in seinem Zeugnisse wieder die besten Noten erhalten und auch Poldl zog mit freudigem Antlitz dieses Dokument aus der Tasche heraus; es stand nur Gutes darin.

Die kleineren Geschwister wagten sich im Anfange gar nicht heran und schauten zu den ihnen fremd gewordenen Brüdern ganz scheu und beklommen hinauf. Aber nach einigen neckenden Worten war diese Entfremdung gründlich behoben und man segelte wieder lustig miteinander auf dem weiten Meere trauter Geschwisterliebe dahin, was freilich nicht verhinderte, daß ab und zu ein regelrechtes Gefecht die glatten Wellen in stürmische Wallung versetzte.

Übrigens, wenn auch Poldl sehr gern im Hause verweilte und sich mit den Brüdern und Schwestern durch allerlei Kurzweil so manche Stunde in angenehmster

Weise vertrieb, so wählten seine Füße doch erst dann das schnellste Tempo, wenn sie ihn hinüber zu Postmeisters Heinrich trugen.

Schon am ersten Abend, trotz der vorgerückten Zeit, hatte es ihn noch für ein Weilchen zu dem Freunde gezogen. Er mußte ihm doch sagen, daß er wieder da sei und ihn nicht vergessen habe. Aber schon gar nicht, ihn und die Landesmutter erst recht nicht.

Diesem ersten Besuche reihten sich dann Tag für Tag viele andere an und Poldl hatte große Freude darüber, daß Heinrich jetzt viel beweglicher und munterer war als oft in früherer Zeit.

Der junge Mann hatte sich auch wirklich während der vergangenen Sommermonate so weit erholt, daß er nicht mehr so anhaltend von Schmerzen und Schwäche heimgesucht wurde, was ihn natürlich gleich frischer werden ließ.

Er hörte mit großem Interesse Poldls Erzählungen an, und dieser wurde nicht müde, sein Leben und Treiben in Seitenstetten zu schildern. Auch alle Kriegsgeschichten, welche er von dem alten Pförtner erfahren hatte, kramte er voll Lebendigkeit aus und vertrieb dem Freunde die Zeit damit.

Poldl dagegen konnte von Heinrich erfahren, daß es ihn schwer genug bekümmere, daß noch immer kein vollständiger Friede im Lande herrsche.

Der preußische König schien nun freilich Ruhe geben zu wollen, nachdem ihm Maria Theresia einen großen Teil Schlesiens geopfert hatte, aber an anderen Orten dauerten die Kriegsunruhen noch immer fort, schädigten den Wohlstand des Reiches und verhinderten ein frisches, kräftiges Aufblühen desselben.

„O glaube mir, Poldl," pflegte Heinrich zu ſagen, wenn ſie beide die langwierige Kriegszeit beſprachen, „ich würde mein Siechtum weit leichter ertragen, wenn Friede in Öſterreich wäre, aber ſo empfinde ich mein Unvermögen oft als die unerträglichſte Pein. Ich träume wiederholt davon, mitten in den Gefahren des Krieges zu ſtehen, für die Kaiſerin das Leben zu wagen und es ohne Bedenken hinzugeben. Ich empfinde darüber unſägliche Wonne, aber wenn ich aus ſolch ſeligen Träumen erwache und hier liege als lahmer, hilfloſer Mann, o, wie mich das quält, du ahnſt es nicht, Freund."

„Mußt dich nicht kränken, lieber Heinrich, mußt nicht, du weißt doch, bin ich einmal ein großer, erwachſener Mann, dann kämpfe ich dreiſt für uns beide."

„Ja, Poldl, du biſt mein Herzenstroſt, mein lieber, guter Junge, wirſt einmal ein wackerer Kämpfer, aber ach, wenn nur jetzt die Zeit nicht käme, in der ich dein liebes Kommen wieder ſo lange entbehren muß."

Heinrich ſeufzte ſchwer bei dieſer Rede, denn er wußte, die Zeit nahm keine Rückſicht auf ſein Verlangen, da verging Woche um Woche, bereits blühten auf den gemähten Wieſen die Herbſtzeitloſen, und bald waren die Ferien um.

Poldl verfolgte mit gleichem Kummer das unaufhaltſame Schwinden der Tage, und als er heute zur gewohnten Stunde den Freund beſuchen kam, mußte er ſagen:

„Ach, Heinrich, morgen reiſe ich wieder!"

„Morgen ſchon?" erwiderte Heinrich betroffen, „aber gelt, dieſesmal gehſt du mir doch nicht ſo ohne jeglichen Abſchied davon? Das war damals entſchieden nicht freundlich von dir."

„O Heinrich, schilt mich nicht, du weißt doch, ich konnte nicht anders, und ich sandte dir doch den schönen Vergißmeinnichtstrauß, der sollte dir sagen, wie innig ich deiner gedachte."

„Vergißmeinnicht?" fragte Heinrich verwundert, „Vergißmeinnicht? Es brachte mir doch niemand in deinem Namen solche Blumen."

„Niemand? Wirklich nicht?" erwiderte Poldl erregt, „ich band doch für dich und die Mutter so schöne Büsche zusammen, gleich bei meinem ersten Spaziergange in Seitenstetten, den ich mit Josef machte. Hernach übergab ich dem Vater die Blumen, er hat sie sicher verloren und ganz auf meinen Auftrag vergessen."

Nicht ohne ein zorniges Aufleuchten der lebhaft blickenden Augen hatte Poldl diese letzten Worte gesprochen. Heinrich kannte das und manchen Aufruhr dieses jungen, schnell entflammten Gemütes hatten seine milden Worte schon dämpfen müssen. So auch jetzt.

„Ach geh, Poldl," meinte er lächelnd, „das darfst du deinem Vater nicht übelnehmen. Er hätte sicherlich deine Bitte gerne erfüllt, aber mein Gott, du weißt doch, daß er den Kopf immer voll von Geschäften hat und vieles Wichtige besorgen, denken und einteilen muß, da hat er halt auf unsere Blümlein vergessen. Das wundert mich gar nicht, und dich soll es auch nicht kränken."

„Nun ja," sagte Poldl, „aber ich hatte doch sicher gehofft, du würdest die Blumen erhalten, sie sollten dir sagen, wie leid mir der versäumte Abschied tat. — Doch weißt du, Heinrich, was mir jetzt plötzlich in den Sinn kommt? Die Wallfahrt der großen Kaiserin als

kleines Mädchen nach Maria-Taferl. Ich bitte dich, erzähle mir diese schöne Geschichte noch einmal recht genau."

Heinrich willfahrte freundlich der Bitte des jungen Genossen, er wußte ja, wie gerne ihn dieser erzählen hörte, und hatte selbst seine innige Freude daran.

Als er die Geschichte mit mancher neuen Ergänzung beendet hatte, sagte Poldl nach kurzem Besinnen:

„Unsere Landesmutter war doch ein liebes, gutes Kind."

„Ja, gewiß war sie das," entgegnete Heinrich, „und wie gut, edel und groß ist sie jetzt als Monarchin! Tausendmal glücklich wäre das Volk, wenn man die hohe Frau ungehindert in ihrem Erbe beließe. Diese Falschheit und Habgier der Feinde! O wie glühend hasse ich sie alle, sie handeln ehrlos und niedrig gegen ein schwaches, wehrloses Weib."

Während Heinrich diese Worte mit fliegendem Atem sprach, überwältigte ihn heißer denn je die Erinnerung an die Bedrängnisse des teueren Vaterlandes und seiner hehren Gebieterin. Und da kam es wieder über ihn, jene lodernde Begeisterung, jene verzehrende Glut, die schon an das zügellose Empfinden eines Fanatikers streifte, wo sich der arme Bursche schließlich nicht selten die Haare raufte und in die schwersten Verwünschungen gegen seines Leibes Ohnmacht ausbrach.

Heute aber war es die Gegenwart des jungen Freundes, die ihn vor solch maßlosem Tun bewahrte, doch zog er ihn wieder und wieder stürmisch an sich und rief mit erhöhter Stimme:

„Nein, sie ist kein schwaches, wehrloses Weib, sie ist unsere große Kaiserin, unsere mächtige Fürstin, und für diese sollst du leben und sterben. Bist du einst

zum Manne gereift, laß dich nicht fesseln an die begrenzte Scholle daheim, zerreiß ohne Rücksicht jegliches Band. Das Weib verläßt Vater und Mutter, um dem erwählten Manne zu folgen, der Mönch flieht die lockende Welt, um sich dem ewigen Gotte zu schenken, und auch du sollst alles vergessen und verlassen, um deiner Kaiserin rückhaltslos eigen zu sein." —

Erschöpft hielt Heinrich inne. In solcher Erregung hatte ihn Poldl noch niemals gesehen und noch nie hatte der Freund solche Worte gebraucht, wenn er ihn anspornte, für die Kaiserin ein Kämpfer zu werden.

Und so fand auch der Knabe heute nicht wie sonst den gewohnten, traulichen Ton, wenn er bei ähnlichen Anlässen seinem lieben Heinrich versprach, ein mutvoller Krieger zu werden.

Er blieb stumm, mit heftig pochendem Herzen dicht an den Freund gelehnt, und dabei zog zum erstenmale durch die junge Seele ein erhebendes Ahnen, daß es um die Liebe zu Kaiser und Vaterland etwas Großes und Heiliges sei und daß man dazu nicht allein erwachsene kräftige Glieder zum Zuschlagen brauche, sondern vor allem einen erhabenen Sinn und ein treues, ehrliches Herz. —

Heinrich hatte die Augen geschlossen, aber seine Rechte hielt die Hände des Knaben umschlungen, der sich kaum zu atmen getraute, weil er glaubte, der Freund sei der Ruhe bedürftig.

Draußen aber ging die Sonne, die alles, was ihre Bahnen durchkreuzt, mit hellem Scheine vergoldet, ihren alltäglichen Lauf. Jetzt kam sie durch das westliche Fenster in die Krankenstube herein, und ein breiter

Strahl traf voll den gelähmten Mann. Er ſchlug geblendet die Augen auf, ſie erglänzten in ſeltſamem Feuer und gewahrten den lieben, jungen Freund, der den im Sonnenlichte Verklärten voll Bewunderung anſah. Er kam ihm wie ein Heiliger vor.

Plötzlich aber überfiel den Knaben mit aller Macht das Bewußtſein, daß er morgen ſchon ferne ſei, auch übermorgen nicht kommen könne, und ſo wieder viele, viele Tage nicht.

O wie bitter war dieſe Trennung! Poldl kämpfte wohl tapfer mit den jäh aufſteigenden Tränen, aber endlich überwältigte es ihn und laut und ſchmerzlich weinend, legte er beide Arme um den Nacken des Freundes.

„Sei ruhig, Kind,“ verſuchte Heinrich zu tröſten, „du weißt ja, ein echter Soldat weint nicht.“ — Da aber brach dem jungen Manne ſelbſt die Stimme, er zog den Knaben an ſich, küßte ihn heiß auf Stirne und Wangen, um ihn dann, faſt heftig, von ſich zu ſchieben.

„Behüte dich Gott viel tauſend und tauſendmal!“ ſagte er ſtammelnd und ſchloß dann wieder die Augen.

Er wollte die Qual eines längeren Abſchiedes vermeiden, er wußte ja, wie ſchwer er ſolche Erregung büßen müßte. —

Der Vorraum, der an Heinrichs Zimmer grenzte, lag gegen Norden, und als Poldl jetzt denſelben betrat, umfieng ihn Kühle und Dunkel. Er ſchauderte, im Zimmer war noch alles voll Licht und Sonne geweſen.

XIV. Kapitel.

Johannes Pregand.

Poldl mußte dieſesmal allein nach Seitenſtetten wandern, denn Joſefs Lernzeit war dort beendet und der Vater hatte ihn zur Fortſetzung ſeiner Studien in das Benediktinerkloſter Melk gegeben.

Poldl vermißte den Bruder nicht ſehr, denn die Verſchiedenheit ihrer Gemütsart und ihrer Lebensziele hatte doch nie ein recht inniges Verhältnis zwiſchen ihnen aufkommen laſſen.

Auch unter den übrigen Knaben in Seitenſtetten, die mit ihm die Kloſterſchule beſuchten, hatte ſich Poldl noch keinen beſonderen Freund erwählt, aber jetzt war unter den neuen Zöglingen ein lieber, freundlicher Junge, namens Johannes Pregand, zu dem er ſich lebhaft hingezogen fühlte und der gleichfalls an Poldl großes Gefallen fand.

Johannes war befangen, furchtſam und ſchüchtern und ſah voll Bewunderung auf den lebhaften Freund, der ohne Scheu mit jedermann Rede und Antwort zu wechſeln verſtand und dem kaum zu wehren war, daß er nicht bei den Spaziergängen die höchſten Bäume erkletterte und die tiefſten Gräben überſprang.

Auch im Lernen würde Johannes wohl bald um ein gutes Stück hinter den anderen zurückgeblieben ſein,

wenn er nicht an Poldl einen allezeit getreuen Berater gefunden hätte, der ihm geschickt aus mancher Klemme half.

Johannes war jünger als Poldl und nach Art der meisten Knaben in diesem Alter und besonders solcher, die wenig Phantasie und Leben besitzen, hatte er noch keinen Augenblick im Ernste bedacht, daß er auch einmal einen Beruf ergreifen müsse und nicht immer als Schuljunge in der Welt herumlaufen könne.

Daß nun Poldl schon so bestimmt seine Zukunft besprach, versetzte Johannes in gewaltiges Staunen und daß sich der Freund den Soldatenstand wählte, erregte seine Teilnahme in hohem Grade, denn sein eigener Vater war selbst Offizier und auch die älteren Brüder sollten es werden. Sie waren zu diesem Zwecke bereits in einer Militärschule untergebracht.

Als Johannes dies dem Freunde erzählte, war natürlich fortan die Militärschule Poldls steter Gedanke. Der Kamerad mußte davon berichten, was er nur wußte. Leider war es wenig genug, denn der schüchterne Knabe hatte sich bei seinem geringen Interesse für derartige Dinge wenig um die Verhältnisse dieser Anstalt gekümmert; er sagte nur bestimmt, daß die Brüder schon die schönste Uniform tragen.

Poldl brach ein um das anderemal voll heißer Sehnsucht in die Worte aus:

„O, eine Militärschule wäre das Rechte für mich! Welch ein unendliches Glück, wenn ich jetzt schon im Soldatenkleide das Kriegführen lernte, statt hier in dem stillen Kloster sitzen zu müssen."

Dieser wiederholte Jammer des lieben Freundes bewirkte in dem trägen Geiste des kleinen Johannes

eine merkliche Wandlung und er ersann ganz eigene Pläne.

„Weißt du," sagte er eines Tages zu Poldl, „ich will während der Weihnachtsvakanz meinen Vater bitten, daß er dich zu den Brüdern in die Militärschule bringe. Er tut es gewiß, wenn ich ihm sage, welch ein guter Freund du mir bist."

Poldl jubelte laut vor Freude, als ihm der Freund eine solche Wendung der Dinge in Aussicht stellte, und die beiden Knaben wurden nicht müde, diese Angelegenheit bis auf den kleinsten Umstand genau zu verfolgen, und schließlich erklärte Johannes, wenn Poldl wirklich Seitenstetten verlasse, dann freue es ihn gleichfalls nicht mehr, hier im Kloster zu sein. Er wolle mit in die Militärschule wandern.

Poldl frohlockte, denn er sah sich am Ziele. Freilich galt es jetzt noch den Vater zu bitten, daß er betreffs der Übersiedlung in eine Militärschule keinen Einwand erhebe. Aber warum sollte er das, wenn er sah, daß ihm solche Gönner hülfen und gar ein Offizier seinem Streben förderlich wäre. — O er wollte schon schmeicheln und bitten und auch hoch und teuer versprechen, ein musterhafter Krieger zu werden. Poldl hatte doch mehr als einmal gehört, wie der Vater Bekannten und Gästen gegenüber ungemein beredt die Not der Landesfürstin bedauert hatte. Und da sollte er nicht haben wollen, daß einer seiner Söhne für sie in Kriegsdienste trete? Das gab es in alle Ewigkeit nicht.

Mit Ungeduld erwarteten Johannes und Poldl die Weihnachtsvakanz, doch brachte ihnen diese Zeit nicht *gewünschte* Gelegenheit, mit den Eltern ihre Pläne

zu besprechen, sondern im Gegenteile die betrübende Nachricht, daß sie beide die Feiertage in Seitenstetten verleben müßten.

In Strengberg war unter dem jungen Volke eine ansteckende Krankheit ausgebrochen, die es verbot, Poldl jetzt nach Hause reisen zu lassen.

Herr Pregand aber schrieb, daß er augenblicklich nicht imstande sei, seinem Kinde eine sichere Geleitschaft zur Heimreise an die Seite zu stellen, und eine solche sei doch jetzt während der unruhigen Zeit unbedingt nötig. Johannes möge sich daher bis Ostern gedulden, wo er Eltern und Geschwister bestimmt wiedersehen sollte.

Natürlich waren diese verschiedenen Beschlüsse, die ihnen von dem Präfekten an einem Tage mitgeteilt wurden, für die beiden Freunde ein empfindlicher Schmerz, der ihnen zahlreiche Tränen entlockte und sie für den Augenblick ganz untröstlich stimmte.

Sie mieden die Gesellschaft der anderen Knaben, welche sich im Hofe mit Schneeballwerfen vergnügten, und sahen mit verweinten Gesichtern durch ein Fenster des oberen Ganges auf die lärmende Schar.

Da fuhr durch die breite, gepflasterte Halle vom Markte herein ein Drehorgelmann. Das offenbar schon etwas verstimmte Musikinstrument ruhte auf einem hölzernen Karren, dem ein braungefleckter Hund vorgespannt war.

Mann und Hund sahen müde und hungrig aus, und sofort umringte sie auch schon das Häuflein spielender Knaben, von denen ein Teil ihr Vesperbrot aus der Tasche zog und damit den Hund zu füttern begann, während andere nach der nahe gelegenen Stiftsküche

eilten, um dort für den demütig bittenden Drehorgelbesitzer einen warmen Imbiß zu holen.

Dieses Schauspiel wurde von Johannes mit großem Interesse verfolgt und er vergaß dabei auf seine trüben Gedanken.

„Komm," sagte er bittend zu Poldl, „wir wollen auch nach dem Hofe hinunter. Sieh nur, wie jetzt der Hund dem Jungfeld possierlich die Pfote reicht. Ich will dem Tiere gleichfalls mein Vesperbrot bringen und die Schnitte Fleisch, die ich mir von Mittag erübrigt habe. Geh, Poldl, folge mir nach."

Doch Poldl ließ den Freund allein über die Treppe eilen, obwohl er sonst bei solchem Anlasse gewiß der erste im Hofe gewesen wäre, aber heute vermochten ihn derartige Szenen nicht im geringsten zu fesseln. Es tat ihm zu weh, das heiß ersehnte Ziel wieder in unbestimmte Ferne gerückt zu sehen.

Auch das Fenstergucken freute ihn nimmer, er wandte sich ab und ging nach dem ruhigen Plätzchen, wo er seine Schlafstelle hatte; er mußte noch einmal nach Herzenslust weinen.

Und in diesen Tränen fand ihn Pater Ämilian, der zufällig den Schlafsaal betrat, um einen Diener zu suchen.

Der Pater war höchlich erstaunt, den allezeit munteren Knaben in solchem Jammer zu finden, doch als er die Ursache desselben erfuhr, war ihm nicht bange, für diesen Schmerz sogleich die rechten Trostesworte zu finden. Aber sieh, es wollte kein einziges davon in gewünschter Weise verfangen, und nach und nach kam der jetzt weiter forschende Mann auf den eigentlichen Grund der noch immer reichlich fließenden Tränen.

Alles erzählte ihm Poldl und sein gepreßtes Herz fühlte sich durch solche Aussprache merklich erleichtert, aber dabei sah er doch immer mit etwas ängstlich fragendem Blicke in des Paters Gesicht, ob es sich nicht am Ende wieder zum Spotte verzöge. Doch der geistliche Herr hörte ernst und nachdenklich zu, wie das Kind seine Zukunftspläne entrollte, und streichelte ihm dabei voll Mitleid die erhitzten Wangen.

Dieser Pater lehrte den Stiftszöglingen Weltgeschichte und Geographie und Poldl war ihm einer der liebsten in der Schule, weil keiner wie er mit so regem Eifer seinen Vorträgen lauschte und des Knaben treffende Antworten auf jegliche Frage auf diesem Gebiete bewiesen, daß ihm auch dafür das rechte Verständnis nicht fehle.

Besonders aber kannte Poldls Hingabe an den Sprecher fast keine Grenzen, wenn derselbe die gegenwärtigen Verhältnisse des Reiches behandelte, und gewiß konnte auch keiner so wie Poldl voll Andacht und Inbrunst die Hände falten, wenn in der Klasse für die bedrängte Landesmutter gebetet wurde.

Pater Ämilian hatte ein offenes, scharf prüfendes Auge für die Gemütsanlagen der jungen Studenten und bildete sich ein vollkommen richtiges Urteil über die Verschiedenheit dieser werdenden Menschen.

Er wußte recht gut, daß ihren wechselnden Zukunftsplänen in der Regel kein Quentchen tieferer Ernst zugrunde liege, aber er verschloß seinen Sinn auch der Tatsache nicht, daß es unter den Knaben unläugbar Ausnahmen gebe und bei manchem wirklich schon in frühester Jugend der angeborne Lebensberuf unverkennbar zutage trete.

Auch die Söhne Unterbergers schienen ihm so geartet zu sein.

Mit welcher Entschiedenheit hatte doch Josef, der ältere, von dem für sich erwählten Stande des Priesters gesprochen und wie vortrefflich paßte auch sein stilles, getragenes Wesen dazu.

Und wie sprühte und glühte es jetzt in dem jüngeren, als er mit gehobener Stimme beteuerte, er wolle und müsse ein Krieger werden, er halte es kaum mehr aus hier im Kloster, seitdem er wisse, daß es Militärschulen gebe, und der gute, liebe Johannes seinen Vater bitten wolle, daß er dort Aufnahme finde.

„In diesen Reden liegt schon ein Körnchen von entschiedenem Manneswillen, das sind nicht mehr müssige Kinderträume allein," dachte der Pater und erklärte sich weiter, daß wohl in kinderreichen Familien das einzelne weit eher zu einem selbständigen Denken und Handeln gelange, weil es mehr sich selbst überlassen bleibe, im Gegensatze zu anderen Kindern, die immerfort gegängelt und beaufsichtigt werden.

Poldl schwieg jetzt tiefatmend stille und der Pater war vorerst bemüht, den Knaben ruhiger werden zu lassen, ehe er ihm folgende Antwort gab:

„Gelt, Bürschlein, während du dir das alles vom Herzen heruntersprachst, sind deine Tränen versiegt? — Aber eigentlich sind diese Tränen auch eine rechte Schande für dich, denn glaubst du, ein mutiger Krieger weint und schluchzt gleich wie ein kleines, weichherziges Mägdlein, wenn ihm etwas in die Quere kommt? — Ei was, der beißt die Zähne fest übereinander und tut keinen Muckser. Und dir ist ja auch wirklich kein so

großes Unheil widerfahren. Es handelt sich doch nur um ein paar Monate Aufschub für deine Pläne. Was ist da weiter dabei? Pregand spricht eben zu Ostern mit seinem Papa; übrigens hat diese Schlafmütze da einmal ganz kluge Gedanken gehabt. Ich kenne die Verhältnisse im Hause des Pregand und glaube wirklich, daß es diesem Herrn nicht schwer fallen dürfte, dich in einer Militärschule unterzubringen."

Diese Antwort war natürlich das Rechte, um Poldl wieder in die gewohnte heitere Stimmung zu bringen. Und vor allem die Mahnung, daß ein rechter Soldat nicht heule wie ein Mädchen, trieb ihm sofort die Tränen zurück und dafür glühende Scham in die Wangen. Ei freilich, wie konnte er das nur vergessen, auch Heinrich tadelte es.

Und wie ihn dieser gütige Herr gleich ohne viel „Aber und Wenn" als einen richtigen Soldaten nahm!

Dies ermutigte Poldl nicht wenig, und sein Leid schien ihm plötzlich ganz geringe zu sein; es war ja auch wirklich nur ein paar Monate Aufschub, und dann, o dann! — —

Poldl küßte mit freudeglänzenden Augen dem Pater die Hand und sprang singend die Treppe hinab. Jetzt mußte ihm der Drehorgelmann gleich ein paar lustige Stücklein spielen und der zottige Hund sollte sein ganzes Vespermahl haben.

XV. Kapitel.

Die Unterredung des Vaters mit dem Sohne.

Als die Ostervakanz angebrochen war, kam Herrn Pregands vertrautester Diener, um Johannes nach Hause zu führen, und auch der Abreise Poldls stellte sich diesesmal kein Hindernis in den Weg, und so konnten beide einem fröhlichen Wiedersehen all der Lieben daheim voll inniger Freude entgegensehen.

Für Poldl war diese Vakanz noch von ganz besonderer Bedeutung, denn jetzt sollte sich ja in Kürze sein ferneres Schicksal entscheiden. Er wollte so bald als möglich mit dem Vater über die Militärschule sprechen und dann erst Heinrich besuchen, obwohl diesen offenbar schon große Sehnsucht erfüllte, den kleinen Freund zu begrüßen. Gleich nach dessen Ankunft hatte er durch die Wärterin nach seinem Besuche verlangt, doch Poldl ließ sagen, Heinrich möge sich noch ein bißchen gedulden, er werde erst kommen, wenn er ihn mit guten Nachrichten überraschen könne. Damit war natürlich nichts anderes als der Eintritt in die Militärschule gemeint.

Der Zufall war dem Vorhaben Poldls, mit dem Vater zu sprechen, schon am ersten Morgen ungemein *günstig*, denn Herr Unterberger, der sonst immer in

den unteren sehr belebten Räumen verweilte, stieg in das obere Stockwerk hinauf, um dort in einem der Zimmer, dem sogenannten „roten“, für ein zierliches Bildnis, das die Mutter als Wandschmuck angekauft hatte, eine geeignete Stelle zu suchen. Auch befestigen wollte er selbes sogleich.

Unten aber sagte die Frau: „Geh', Poldl, bringe dem Vater Hammer und Nägel, er hat hier beides in der Eile vergessen.“

Poldl eilte flugs die Treppe hinauf. „Jetzt oder nie!“ war sein erster Gedanke bei dem Befehle der Mutter.

Vor der Türe blieb er aufatmend stehen und griff dabei auf die Brust unter sein Wämslein hinein, ob er sie wohl greife und fühle die silberne Kapsel mit dem Bilde der Kaiserin. Er trug dieselbe zugleich mit einer Liebfrauenmedaille an einem seidenen Schnürchen um den Hals gehängt.

Die Mutter hatte das sinnige Andenken der großen Monarchin bis jetzt immer in ihrer schönsten Truhe unter den besten Sachen verwahrt, aber gestern abends hatte Poldl so lange geschwatzt und geschmeichelt, bis er endlich das kostbare Kleinod erhielt, mit der Erlaubnis, es fürderhin tragen zu dürfen.

Jetzt, bei der entscheidenden Unterredung mit dem Vater, sollte ihm die Gabe der Kaiserin ein Talisman sein, der ihm Mut und gutes Gelingen verleihe, darum suchten es seine bebenden Hände noch einmal zu fühlen, und jetzt trat er unverzagt zu dem Vater hinein.

Herr Unterberger fand anfangs des Pochens und Hämmerns kein Ende, denn der Nagel wollte lange nicht eindringen, doch als der schließlich schon etwas

ärgerlich gewordene Mann sich endlich an der Betrachtung des bestgelungenen Werkes erfreute, kam auch Poldl mit seiner Beichte herfür.

Mit freundlich bittender Stimme begann er zu reden und erstaunt fuhr Unterberger nach dem Jungen herum, der immer mehr und mehr in Eifer und Leben geriet, so daß es fast schien, es könne der Mund dem überfließenden Herzen gar nicht schnell genug folgen.

Poldl verlor in seiner Erregung wohl ganz das klare Überlegen und Schauen, so daß er gar nicht bemerkte, wie die Zornesfalte auf des Vaters Stirne immer tieferen Einschnitt gewann und die Nasenflügel leise zu zittern begannen. Doch über die fest aufeinander gepreßten Lippen kam nicht der leiseste Laut, und diesen Mangel an Widerspruch mochte der Knabe vielleicht als günstiges Omen betrachten, denn seine Sprache wurde von Wort zu Wort freier.

Unterberger begann erst zu sprechen, als sein Sohn vollständig ausgeredet hatte und mit erwartungsvollen Blicken an seinem Antlitze hing. Die Gegenrede des erzürnten Mannes enthielt nicht viele Worte, aber diese waren so bestimmt, markig und schneidend, daß sie die Hoffnungssaat des armen zitternden Poldl unbarmherzig bis auf das letzte Würzlein zerstörten.

„So, jetzt weißt du meine Meinung," schloß Unterberger, „und eigentlich sollte ich dich sofort auf die Landstraße setzen und sagen: ‚Lauf zu, dummer Junge, wenn dich so nach dem Flanieren und Abenteuern gelüstet. Aber nein, das tut ein Unterberger nicht, der gibt nichts auf, was er sich einmal vorgesetzt hat, und *seine* Kinder müssen sich ohne Widerspruch beugen."

Poldl blieb allein im Zimmer zurück, während der Vater hinabging. Es drängte ihn, der Frau gegenüber seinem Grimm noch weiter Luft zu verschaffen.

„Das hat man nun von seiner Nachgiebigkeit. Für diesen Jungen hätte schon lange eine strengere Zucht gehört, dann wäre ihm der Kamm nicht so übermächtig geschwollen. Mit Offizieren knüpft er hinter meinem Rücken Verbindungen an, in eine Militärschule will er kommen, und ich soll da nur so „Ja und Amen" zu all diesen verrückten Einfällen sagen. Als er damals mit seiner Soldatennarretei den Anfang machte, hätte ihm vor allem eine empfindliche Strafe gehört, aber da durfte man beileibe nichts sagen. Bewundert ist der Schlingel noch worden; natürlich wächst dann so eine Torheit riesengroß mit ihm auf, und er glaubt schließlich noch gar, er hätte ein Anrecht darauf. Und dazu noch diese Freundschaft mit dem überspannten Schwärmer, dem Postmeister Heinrich, die hat just noch gefehlt, um ihn vollends zum Narren zu machen. Daß mir Poldl ja keinen Schritt mehr ins Öttlhaus geht; wie ich hörte, ließ der Kranke gestern schon um den Buben fragen, als er kaum angelangt war."

„Aber Mann," wagte die Frau mit vorwurfsvoller Stimme hier einzuwenden, „mit dem armen Heinrich geht es ja, nach dem Ausspruch des Arztes, in wenigen Tagen zu Ende, wie magst du ihm da sein Verlangen unerfüllt lassen. Er hat doch unseren Buben so lieb."

„Ja lieb?" höhnte dagegen der Gatte, „eine saubere Liebe! Verführt hat er das Kind, ihm Sachen vorgeschwätzt, die es noch gar nicht versteht und wodurch es es nur zu unsinnigen Hirngespinsten verleitet wurde.

Ich fühle mich in keiner Weise verpflichtet, dem Heinrich Öttl etwas zu Gefallen zu tun. Und geht es ihm wirklich so schlecht, so sind Pfarrer und Doktor die beste Gesellschaft für ihn, was braucht er den halberwachsenen Buben?"

Frau Unterberger sah, daß sich ihr Mann in jener Gemütsverfassung befinde, in der er keinen Widerspruch vertragen konnte, sondern im Gegenteile dadurch bis zur Unleidlichkeit aufgebracht wurde und sich zu Worten hinreißen ließ, die er selbst nachher am meisten bereute. Sie blieb daher vollkommen ruhig und sorgte nur, daß ihm keines der Kinder Ärger bereite und das Gesinde möglichst genau seine Pflichten erfülle.

Aber es war doch eine freudlose Ostervakanz. Der Vater hatte Poldl verboten, aus dem Hause zu gehen, und der Knabe versuchte auch kein einzigesmal, dieser Bestimmung zuwiderzuhandeln, doch blieb er traurig und schweigsam und saß meistens allein in seiner Schlafstube, die in dem oberen Stockwerke lag. Er suchte nicht einmal die tröstliche Milde der Mutter und der Vater hoffte vergebens, daß er mit der reuigen Bitte erscheine, ihm für das begangene Unrecht Verzeihung zu schenken.

Josef, der gleichfalls von seinem neuen Wohnorte nach Hause gekommen war, versuchte wiederholt, den Bruder zu bewegen, daß er sich dem Willen des Vaters füge. Er stellte ihm vor, daß es dieser gewiß nur verständig und gut mit ihm meine, und welche große Freude es auch für die Eltern wäre, wenn sie einstens beide im Priestergewande ein segensreiches Wirken vollbrächten. Kein zweiter Beruf könne den Menschen so innig beglücken.

Anfangs erwiderte Poldl auf solche Reden nur kurze, abweisende Worte, aber als Josef immer dringlicher wurde, sagte er endlich in entschiedenem Tone:

„Schau, lieber Josef, nach deiner Überzeugung ist der Priesterstand der schönste auf Erden und ich versuche auch nicht im geringsten, dich davon abzubringen. Aber mir kommt halt wieder das Leben eines Soldaten am anziehendsten vor. Ich kann mir gar nicht vorstellen, etwas anderes werden zu müssen, und es tut mir unsäglich weh, daß mich der Vater so strenge abgewiesen hat. Ich weiß gar nicht, was ich jetzt tun soll. Bedenke nur, wenn zu dir jemand käme und sagte: „„Du mußt deinen erwählten Beruf verlassen und ein Krieger werden““, gelt, Bruder, du wehrtest dich auch?“

Auf diese Rede wußte Josef nichts zu erwidern, doch im Innern gab er dem Leopold recht und versuchte nicht mehr, ihn für den Willen des Vaters zu stimmen.

So gingen die Tage herum. Die Vakanz war zu Ende, heute sollte Poldl wieder nach Seitenstetten zurück und eben schickte einer der Knechte des Unterberger sich an, zu dieser Reise Pferde und Wagen zu rüsten.

Poldl verweilte unterdessen noch bei der Mutter und den anderen Geschwistern in der Kinderstube oben. Sein Gesicht trug deutliche Spuren erlittenen Kummers und blaß und stumm saß er da. Auch das drollige Gehaben der kleinen herzigen Schwestern, die ihm ihren ganzen Spielzeugkram vor die Füße legten, entlockten ihm nicht das leiseste Lächeln, geschweige ein scherzendes Wort

Von dem nahen Kirchturme ertönten jetzt langgezogen die wimmernden Laute der Sterbeglocke und verkündeten, daß ein armer Erdenpilger sein letztes, ewiges Ziel erreicht habe.

Die Mutter sah rasch und ängstlich auf, zuerst zu Poldl hinüber und dann auf eine im Zimmer anwesende Magd, doch ehe sie es noch verhindern konnte, rief diese aus:

„Ach Frau, hören Sie doch, jetzt läuten sie für den Heinrich Öttl das Zügenglöcklein!“

Poldl sprang so hastig auf, daß die Schwestern erschreckt zur Seite wichen. Einen Augenblick stand er da, als hätte er einen betäubenden Schlag auf die Stirne erhalten, dann aber stürmte er durch das Zimmer, über die Stiege auf die Straße hinab und ohne daß er es selber wußte, wie er dahin gekommen sei, stand er in dem Zimmer des Toten.

Noch lag Heinrich auf seinem Bette, wo er vor einer Stunde verschieden war. Im Nebenzimmer war man beschäftigt, alles Nötige zur Aufbahrung der Leiche vorzubereiten. Poldl war mit derselben allein.

Er hielt beide Arme über die Brust verschränkt, als müßten sie dem Zerspringen derselben Einhalt tun, so heftig pochte das Herz darin.

Die letzten Tage hatten dem Kranken Stunden unsäglicher Qualen gebracht und seine Züge verzerrt und entstellt. Jetzt war diese furchtbare Spannung gewichen und das starre Antlitz zeigte dem Beschauer nur Ruhe und verklärenden Frieden. Es lag gleichsam der Sieg der Erlösung darauf.

Poldl hatte kein Verständnis dafür. Er fühlte nur das heiße, brennende Weh seiner Seele und als jetzt die

verschränkten Arme sich lösten, geschah es, um damit die gefalteten Hände des Toten fest zu umschlingen.

„Ach Heinrich, Heinrich, hörst du mich nicht? Dein Poldl ist da!“ stammelten die schmerzverzogenen Lippen dabei und die junge Brust erschütterte ein so heftiges, qualvolles Weinen, daß darob der Körper des Toten erbebte —.

Mittlerweile war daheim der Wagen vorgefahren, der Kutscher lud die Gepäcksstücke auf, während der Vater forschend herumsah und ausrief:

„Poldl! Poldl! — Ja, wo steckt denn der Bursche?“

Da trat die Mutter aus der Ecke hervor, in der sie mit weinenden Augen gestanden war, und sagte mit bebender Stimme:

„Heinrich Öttl ist tot und Poldl hat es erfahren.“

„Ach Gott, dieses Kind!“ sagte unwirsch der Mann, „aber es muß doch augenblicklich zur Stelle. Die Reise kann keinen Aufschub erleiden, die Pferde müssen heute noch zurück und es ist ohnehin schon spät genug. Ich gehe sogleich, um Poldl zu holen.“

Da vertrat Frau Unterberger ihrem Manne den Weg und sagte fest und bestimmt:

„Nein, Vater, bleib! Dieser Weg gehört mir.“

Und sie ging hinüber in des Postmeisters Haus, über die breite Treppe hinauf, die Gänge entlang, bis in das Gemach, in dem sie den Toten wußte. Ihr graute fast vor dem Bilde, das sich ihr darbot. Da lag ihr frisches, lebenswarmes Kind über die Leiche gebeugt. Ohne Furcht, ohne Scheu lag es da — — o wie sehr mußte es diesen Toten lieb gehabt haben! — — — —

Aus dem Nebenzimmer trat jetzt die Poſtmeiſtersfrau. Auch ſie war gerührt von dem Schmerze des Kindes und ſagte halblaut zur Mutter: „Heinrich hat ſich noch ſo ſehr nach Ihrem Sohne geſehnt, gleich zu Beginn der Oſtervakanz mußten wir nach ihm ſenden. Warum kam Leopold nicht? — Freilich, in den letzteren Tagen hätte ihn der Kranke kaum mehr erkannt, da lag er meiſtens ohne Bewußtſein, die argen Schmerzen haben ihm jedes klare Denken geraubt. Gottlob jetzt iſt mein armer, guter Heinrich erlöſt.“

Man kam, um den Toten zur Aufbahrung anzukleiden, und die Mutter trat leiſe heran und berührte liebkoſend ihr Kind.

„Komm Poldl,“ ſagte ſie milde, „wir beten zuſammen für deinen toten Freund noch ein andächtiges Vaterunſer, und dann — du weißt ja — der Wagen wartet.“

Nur zögernd hatte Frau Unterberger dieſe letzten Worte geſprochen; es tat ihr unſäglich weh, gerade jetzt das Kind allein mit ſeinem Leide in die Fremde ziehen laſſen zu müſſen.

Poldl wandte ſich von dem Toten ab, als er die Berührung der Mutter fühlte, und ſank mit einem lauten Aufſchrei in ihre geöffneten Arme, es war ihm eine Wohltat, hier weinen zu dürfen.

Die Mutter ließ den Knaben gewähren. Wohl minutenlange ruhte ſein Kopf an ihrer Bruſt, dann gedachte ſie ſeufzend der unaufſchiebbaren Reiſe, und ſich mit feſtem Mute bezwingend, löſte ſie ſanft das Kind von ſich, kniete nieder und begann mit erhobener Stimme zu beten: „Vater unſer, der du biſt in dem Himmel — — —“

Mit der Mutter beten! — Wie oft hatte ein ſolches Beten ſchon wie Engelsſtimme beſchwichtigend auf das erregte Herz des Kindes gewirkt, und auch jetzt goß es lindernden Balſam in die brauſende Flut der wild bewegten Gefühle.

Mit deutlicher Stimme betete Poldl das Vaterunſer mit und folgte dann willig der Hand der Mutter, welche die ſeinige führte, um dem Toten mit dem geweihten Waſſer das Zeichen des heiligen Kreuzes auf die bleiche Stirne zu drücken.

Ungeduldig durchmaß unten der Vater auf der Straße die Länge des Hauſes mit immer ſchnelleren Schritten. Der Ausdruck ſeiner Züge war finſter und grollend, doch als jetzt Mutter und Kind enge aneinandergeſchmiegt aus dem Poſtmeiſterhauſe traten, rührte ihn der Anblick der verweinten Geſichter. Er umfaßte Poldl, hob ihn ſelbſt in den Wagen und ſagte dann mit herzlicher Stimme:

„Nicht wahr, Junge, geſcheit ſein? Dann iſt alles vergeſſen, und es gibt zur langen Vakanz ein fröhliches Wiederſehen.“

Der Knabe nickte und ſuchte mit den Augen die Mutter. „Glückliche Reiſe!“ riefen die kleinen Geſchwiſter. Die Pferde zogen an, und Leopold Unterberger fuhr von der Stätte ſeiner Kindheit in das bewegte Leben des Mannes hinaus.

XVI. Kapitel.

Poldls Flucht.

Etwa zwei Wochen mochten seit der Ostervakanz vergangen sein, als Pater Ämilian zu dem Präfekten der Klosterzöglinge sagte:

„Ich weiß nicht, was in unseren braven Unterberger plötzlich für ein Geist gefahren ist. Er gehörte sonst zu meinen eifrigsten Schülern, und jetzt sitzt er wie ein Schlafender in der Klasse und tut, als ob ihn das einfach gar nichts anginge, was vorgetragen wird. Mehr als einmal ertappt' ich ihn schon, daß er gar nicht wußte, um welche Sache sich eben der Unterricht drehte. Und zank' ich ihn aus, so sieht er mir mit großen, traurigen Augen in das Gesicht und erwidert kein Wort. Ob dieses veränderte Wesen nicht am Ende den Ausbruch einer Krankheit bedeutet?"

„Es ist dieselbe Klage," entgegnete der Präfekt, „wie sie jetzt von allen Lehrern über Leopold Unterberger vorgebracht wird. Ich meine aber nicht, daß diesem befremdlichen Wechsel eine Krankheit des Körpers zugrunde liege, sondern glaube vielmehr, daß das Kind an einer schweren, seelischen Erschütterung leidet, über die es nicht so schnell wieder hinwegkommen kann. Ich erhielt von seinem Vater ein Schreiben, in dem er mir berichtet, daß ihm sein Sohn während der Vakanz mitgeteilt habe,

er wolle Soldat werden und zu diesem Zwecke eine Militärschule besuchen. Er habe ihm eine solche Torheit natürlich in allem Ernste verwiesen und bitte jetzt, daß der Junge auch hier in Seitenstetten möglichst strenge behandelt werde, bis er sich den Soldaten aus dem Kopfe geschlagen. Ich sehe keinen Grund, diesem Ersuchen willfährig zu sein, denn der Knabe ist ohnehin erschreckt und verschüchtert genug, auch der Tod eines älteren Freundes während der Vakanz ist ihm tief zu Herzen gegangen."

„Also, Herr Mitbruder glauben, in der abweisenden Antwort des Vaters wurzle der Kummer unseres lieben Zöglings? Wohl möglich. Übrigens pflegen sich solche Meinungsverschiedenheiten zwischen Vater und Sohn erst in späteren Jahren zu bilden. Aber freilich, beide Unterbergers sind keine gewöhnlichen Knaben, in jedem steckt entschieden ein angeborner Beruf, das sollte von dem Vater mehr berücksichtigt werden. So ein Mann plant eben nach seinem Ermessen und Wägen die Zukunft der Kinder; natürlich ist er dabei von der besten Meinung beseelt und glaubt, im vollen Rechte zu sein, wenn er jedes Auflehnen gegen seinen Willen strenge bestraft. Wie ich hörte, will Herr Unterberger zu den Pfingstfeiertagen Leopold besuchen, da will ich jedenfalls mit ihm die Sache besprechen. Vielleicht läßt er es gelten, in der Familie neben dem Pfarrer auch einen Soldaten zu haben."

„Sie haben vollkommen recht," sagte jetzt wieder der Präfekt, „mit dem Vater darüber zu sprechen, aber vor allem sollte man trachten, das Vertrauen des Sohnes zu gewinnen. Man muß ihn zur Aussprache bringen, um ihm das bedrückte Herz zu erleichtern

Der Knabe tut mir leid, daß er gegen seine frühere Weise scheu und verschlossen in Gängen und Zimmern umherschleicht."

Während die zwei hochwürdigen Herren voll Teilnahme die veränderte Gemütsstimmung Poldls besprachen, saß dieser an einem Fenster des Studiersaales, in dem zu dieser Stunde niemand anwesend war.

Der Knabe hatte gebeten, von dem allgemeinen Ausgange zurückbleiben zu dürfen, indem er klagte, sich unwohl zu fühlen. Blaß genug sah er aus, man konnte ihm glauben, und Poldl war sich auch nicht bewußt, absichtlich eine Lüge gesprochen zu haben, wenngleich das Unbehagen, welches er fühlte, und die Unlust, in Gesellschaft anderer zu sein, in keiner körperlichen Krankheit ihre Ursache hatten.

Es gibt Ereignisse, welche den Jüngling vor der Zeit zum zielbewußten Manne reifen, aber auch solche, welche mit rauher Hand das Herz eines Kindes seines unbefangenen Sinnes berauben und es vor Erwägungen und Folgerungen stellen, wie sie naturgemäß erst das spätere Alter zu bringen pflegt.

Auch für Leopold Unterberger hatten die Vorkommnisse der Ostervakanz ein schweres, eingreifendes Ringen nach Lösung und Klarheit gebracht, sein harmloses, heiteres Wesen hatte sich in tiefen Ernst verkehrt und seine junge Seele war zu einem Spielball widersprechendster Empfindungen geworden.

Dabei kam der Knabe auf Schlüsse und Gedanken, die er nicht offenbaren konnte und wollte, wofür ihm auch gar oftmals die rechten Worte fehlten, so daß er

zum Befremden ſeiner Kameraden und Lehrer einſam und verſchloſſen ſeine Wege ging und ſo auch heute wieder allein zurückgeblieben war.

Im Markte und auch in dem Hofe des Gaſttraktes des Kloſters ging es unterdeſſen, wie jetzt ſo oft während der bewegten kriegeriſchen Zeiten, recht lebhaft zu.

Eine Abteilung eines Infanterieregiments, das ſchon ſeit einer Woche durch die Gegend marſchierte, war vormittags in der Richtung von Amſtetten her eingezogen und wollte morgen früh weiter gegen Linz, um wieder anderen Soldaten, welche das gleiche Ziel verfolgten, Platz zu machen.

Jetzt während des Nachmittags, nachdem das Völklein ſich geſtärkt und ausgeruht hatte, gingen einzelne Truppen in munterer Laune durch die Straßen des Ortes.

Auch unter jenem Fenſter, an dem Poldl ſaß, kamen ſie ſchwätzend vorüber. Einer ſah hinauf und bemerkte das blaſſe, trübſelige Knabengeſicht.

„Ei!“ rief er lachend aus, voll gutmütigen Spottes Poldl zunickend, „wie magſt du nur in dem alten, finſteren Kloſter wie ein gefangener Starmatz ſitzen? Komm mit, junges Blut, hinaus in die Welt, wir lehren dich 's Fechten. Es lebe hoch, tauſendmal hoch, der freie Stand eines Kriegers!“

Der Knabe war bei dieſem unerwarteten Anrufe aufgeſprungen, es trieb ihm das Blut in die Wangen, er beugte ſich aus dem Fenſter, während die Soldaten, weiter marſchierend, ein Kriegslied ſangen, das der jetzigen Zeit vollkommen angepaßt war. Eben ſtimmten ſie die Strophe an:

Die Kaiserin viel weinen tat
Und rang die weißen Hände.
Ach du, mein lieber Feldsoldat,
Mein' Kummer du mir wende!
Der Bayer und Franzos' zugleich
Erhebt ein grimmig Wüten!
Mußt mir mein liebes Österreich
Vor diesem Feind behüten!

Wie wohlklingend hörten die kräftigen Stimmen sich an! Poldl verstand jedes Wort und sprach leise den Text nach, während die stattlichen Männer fest und stramm die Straße hinunterschritten, gleichmäßig im Takt die Füße hebend und senkend. Und hübsch sahen sie aus, in den knappen Uniformen, die Käppis ein wenig schief auf die Köpfe gesetzt. Poldl sah ihnen nach, so lang er nur konnte, und dabei klopfte sein Herz fast zum Zerspringen, in den Schläfen hämmerte es und heiß brannte ihm das jäh aufsteigende Blut in den Wangen.

Er konnte nicht mehr sitzenbleiben, im raschesten Tempo lief er ein um das anderemal durch das geräumige Zimmer. Wie ein elektrischer Strom war ihm die Rede des Soldaten in die Glieder gefahren, und immerfort hörte er dicht vor dem Ohre:

„Komm mit, junges Blut, hinaus in die Welt!“ —

„Ach ja, hinaus in die Welt!“ — Der Knabe streckte die Arme aus, als wüchsen ihm Flügel, und dabei wurde sein Empfinden gehoben und leicht. Es war, als ob ihn schon allein der Gedanke, frisch und froh in die weite Welt zu wandern, all der bitteren Not enthöbe, die ihn jetzt von außen und innen bedrückte. —

Mit einemmale blieb Poldl ſtehen. Ein plötzlicher Einfall, raſch wie der zündende Strahl eines Blitzes, hatte den Knaben erfaßt und hemmte ihm den raſtloſen Schritt.

Fort, hinaus in die Welt, ach, lockendes Ziel! — Ja gewiß, lockendes Ziel, und was hinderte ihn, demſelben zu folgen? —

Was hielt ihn denn? — Wenn er eben davonliefe, morgen, heute ſchon, und ſich ſo durch eigene Kraft zu verſchaffen ſuchte, was ihm der harte Ausſpruch des ſtrengen Vaters doch nie und nimmer gewähren würde? — —

Faſt wollte dem Knaben bei dieſem mächtig andrängenden Gedankenſturme ſchwindelig werden. Er mußte ſich ſetzen, mußte Ruhe und Sammlung gewinnen. In beide Hände vergrub er jetzt das Geſicht, er wollte nichts ſehen, nichts hören, er wollte nur denken.

So ſaß er Sekunden, Minuten, Stunden? — Er wußte es nicht, doch als er wieder ſein Antlitz erhob, leuchtete aus den glänzenden Augen ein entſchiedenes Wollen.

Die raſch handelnde Jugend liebt es nicht, zwiſchen einem aufſteigenden Plane, dem feſten Vorhaben und ſeiner Ausführung lange Zeit verſtreichen zu laſſen, und ſo hatte auch für Poldl nur eine kurze Friſt genügt, um den feſten Entſchluß, aus dem Kloſter zu fliehen, in ihm zur Reife zu bringen. Auch über das „Wann und Wie“ war er vollſtändig klar.

Er wollte mit den Soldaten ziehen, die jetzt im Orte verweilten. Ihr ſcherzender Zuruf: „Komm mit in die Welt!“ ſollte nicht umſonſt geſprochen worden ſein und für

ihn das erlösende Wort bedeuten, das ihn mit rascher Gewalt von der Qual der letztvergangenen Wochen befreite.

Übrigens überlegte sich Poldl recht gut, daß er sich nicht so aufs Geratewohl zu den Soldaten gesellen könne, etwa hoffend, daß sie ihn gleich mit einer Uniform bekleideten und ohne weiteres mit ins Treffen nähmen, aber trotzdem sah er mit großer Zuversicht dem Gelingen seines Planes entgegen. Hatte ihm ja doch Johannes Pregand nach der Ostervakanz die günstige Nachricht gebracht, daß sich sein Vater gewiß das soldatenlustige Büblein ansehen und dasselbe für die lange Ferienzeit zu sich in seine Familie bitten wolle. Gerne würde er sich dann weiter für den liebsten Freund seines Sohnes verwenden.

Als ihm Johannes dies alles freudestrahlend erzählte, hatte er sich weinend abwenden müssen, denn was sollte ihm nach dem Entschlusse des eigenen Vaters solch eine tröstliche Botschaft frommen, aber jetzt erschien sie ihm gleich in anderem Lichte.

Die Soldaten, denen er nachziehen wollte, würden ohne Zweifel auch den Offizier Pregand kennen, und wenn er sie recht schön bäte, dann brächten sie ihn gewiß nach seinem Wohnorte hin, und war er nur einmal dort, dann hatte er gewonnenes Spiel und würde bald ein gelehriger Zögling der Militärschule sein.

Jetzt war nur mehr die Ausführung der Flucht zu bedenken. Daß er vielleicht morgen früh, bei hellichtem Tage, hinter den abmarschierenden Soldaten einherliefe, ging natürlich nicht an. Aber wenn er schon heute abends und wohl auch noch zur Nachtzeit eine

gute Strecke vorausginge und dann morgen die nachziehenden Soldaten erwartete, mußte er zweifellos mit ihnen zusammentreffen. Er wußte ja, daß sie über St. Peter und Weistrach marschierten, und diese Straße war ihm von den Heimfahrten zur Genüge bekannt.

Poldl war wieder an das Fenster getreten und sah jetzt von ungefähr, wie die Klosterzöglinge, von ihrem Ausgange zurückkehrend, gegen das Stift einbogen. Jetzt galt es schnell sein, sich bis zu dem Einbruch der Dunkelheit einen sicheren Versteckplatz zu suchen. Hier konnte er unmöglich bleiben, denn sobald die Knaben in den Saal hereinkamen, ging auch schon die Studienzeit an und dann war es schwer, unvermerkt zu entschlüpfen.

Er eilte die Stiege hinunter, in den Hof hinaus. Hier herrschte ein buntes Gedränge. Soldaten hatten sich in verschiedenen Gruppen gelagert, fast war der Raum zu enge und halbgeleerte Fässer erklärten zur Genüge die heitere Stimmung der aus der Stiftskellerei gut bewirteten Krieger.

Um den durchschreitenden Knaben kümmerte sich kein einziger der munteren Zecher und auch Poldl verlangte nicht nach ihrer Gesellschaft. Er wollte nur ein sicheres Plätzchen und huschte behende zwischen den steinernen Standbildern der Apostelfürsten Petrus und Paulus die Stiege hinauf und durch das nur wenig geöffnete Portal in die Kirche hinein.

Das Gotteshaus war vollkommen leer und die daselbst herrschende Ruhe bot einen wohltuenden Gegensatz zu dem tollen Getriebe im Hofe, von dem der wüste Lärm nur mehr verworren und unbestimmt das Ohr des Knaben erreichte.

Poldl ſetzte ſich in einen Betſtuhl der hinteren Reihen, wo er, von einem der breiten Pfeiler gedeckt, nicht ſogleich bemerkt werden konnte. Hier beruhigte ſich allmählich ſein pochendes Herz; unwillkürlich faltete er die Hände, um zu beten, wie er es bei jedem Kirchenbeſuche gewohnt war.

Und dabei traten Geſtalten vor ſein geiſtiges Auge. es waren liebe, bekannte, doch die Erregung der letzten Stunde hatte ſie ſeinem Gedächtniſſe vollſtändig entrückt.

Er ſah den Vater vor ſich. Tief ſeufzte er auf; er konnte jetzt nicht mehr mit der alten trauten Liebe ſeiner gedenken. Sein hartes Urteil über den liebſten Wunſch ſeines Herzens ließ ihm all ſeine Güte und Sorge nur wie durch einen dichten Schleier erſcheinen.

Aber doch, Poldl kannte das vierte Gebot, er übte es treu. Und mußte er nicht auch jetzt dem Vater gehorchen? — Würde ihm der liebe Gott wohl noch einmal die ſchwere Sünde verzeihen, wenn er heimlich in die weite Welt hinausliefe, um dort ſein ganzes Leben dem zu weihen, was dem ausdrücklichen Willen ſeines Vaters entgegen war? — —

Poldl neigte in qualvollem Zwieſpalt der Seele das Haupt.

Das Bild des Vaters erblaßte und da ſtand die Mutter vor ihm.

Poldl ſchluchzte laut auf. „O Mutter, Mutter!" — Gab es wohl noch ein Plätzchen auf Erden, wo er lieber verweilte, als an der Seite der Mutter? —

Und ſeine Flucht? — — Dadurch würde er ſie ja verlieren die Teure, die einziggeliebte. — O wie das

auf ihn wirkte; wie es ihn packte. „Mutter, Mutter, ich kann nicht, ich verlasse dich nicht!“ schrie es laut auf in seinem Herzen.

Poldl war niedergesunken und während er tiefgebeugt kniete, schob sich die silberne Kapsel mit dem Bilde der Kaiserin aus seinem Gewande hervor. Der Knabe sah das liebe Kleinod erglänzen und es durchzuckte ihn jäh. Wo war jetzt das sanfte Antlitz, die schlichte Gestalt der zärtlichen Mutter? — Eine hohe, majestätische Frau hatte sich an ihre Stelle gedrängt und Poldl glaubte, ganz laut ihre Stimme zu hören: „Und damit du nie deiner Kaiserin vergessen mögest, so nimm dies Andenken von mir, zur Erinnerung an diese Stunde.“

Ach ja diese Stunde, diese selige, unvergeßliche Stunde! — Da hatte er der Kaiserin Treue versprochen und sie hatte voll Huld sein Gelöbnis gehört und angenommen. Das band ihn an sie, mit Seele und Leib.

Das Bild der majestätischen Frau begann zu verschwinden. Es war der aus dem irdischen Leben geschiedene Freund, der dasselbe verdrängte. Er schwebte dem einsamen, weltentrückten Knaben vor, wie er ihn so oft im Leben geschaut und angehört hatte, wenn er voll hoher Begeisterung für Kaiserin und Vaterland glühte. Auch jetzt schien seine Stimme ganz deutlich an Poldls Ohr zu erklingen. „Du sollst alles verlassen und vergessen, um deiner Kaiserin rückhaltlos zu eigen zu sein.“ — — —

Der Knabe erhob jetzt mit kräftigem Ruck sein Haupt, und auf seinem Antlitz lag wieder das entschiedene Wollen. —

Hinter den breiten Pfeilern der Kirche mahnten dunkle Schatten an das Sinken der Sonne, wenn auch draußen auf Gassen und Straßen noch ungetrübte Tageshelle Welt und Menschen umgab und die Kinder mit fröhlichem Jauchzen in der milden Frühlingsluft vor den Haustüren spielten.

Aber allgemach blitzte hie und da hinter den Fenstern ein Kerzenlicht auf; man hatte wohl noch dringlich zu tun und der Schein des Tages reichte nicht mehr. Das Schwinden desselben rief jetzt auch die Kinder von der Gasse herein und von den flinken Geschöpfen verschwand eines nach dem anderen, sie drängten sich drinnen an die Mutter heran.

Das war wohl landauf und landab in allen Ortschaften so; und auch in Strengberg, in dem kinderreichen Hause des Unterberger suchten die munteren Kleinen im Dämmerlichte alle der Mutter nahe zu sein. Diese zog sie zärtlich an sich und ahnte nicht, daß man in derselben Stunde angstvoll ihren Liebling in allen Gemächern des geräumigen Klosters, in dem sie ihn sicher geborgen wähnte, zu suchen begann.

Die Studienzeit der Klosterzöglinge war heute wegen der Unruhen durch die Soldaten nicht so genau eingehalten worden, daher hatte man auch die Abwesenheit des Leopold Unterberger erst bei dem gemeinschaftlichen Nachtmahle entdeckt und dann sofort die Nachforschungen mit allem Eifer begonnen.

Ein Diener hatte den Vermißten nachmittags in der Kirche gesehen. Daher wurde auch hier mit Laternen genau jeder Winkel durchsucht, doch das Gotteshaus lag verlassen im nächtlichen Schweigen.

Durch die hohen Fenster brach sich des Mondes glänzender Schein und dasselbe freundliche Himmelslicht leuchtete auch dem einsamen Knaben, der im raschen Gange Wiesen und Felder durchschritt, immer neben der Fahrstraße her.

Ohne sich aufzuhalten, ging er scheu an den Bauerngehöften vorüber und wenn er die Fußtritte eines Wanderers hörte, dann wußte er sich geschickt hinter Gesträuchen und Bäumen zu bergen.

Nach mehrstündigem Marsche, nachdem der Knabe vorsichtig zwei Ortschaften von außen umgangen hatte, schlüpfte er müde und schläferig in eine verlassene Futterscheune, die hart vor ihm an dem Wege stand.

Er schlief hier Stunde um Stunde einen festen, traumlosen Schlaf, bis neben ihm die Straße von den Tritten vieler hundert Menschen mächtig erdröhnte.

Da fuhr der Knabe jählings empor und, noch halb vom Schlafe befangen, rief er aus:

„Ach die Soldaten! Sie kommen, meine Soldaten!“

XVII. Kapitel.

Poldl in Linz.

Frau Siegwart sah nach der Uhr und ging hernach auf den Gang hinaus, um horchend über das Treppengeländer hinabzuspähen. Sie erwartete ihren einzigen Sohn, den sie schon viele Monate nicht mehr gesehen hatte.

Derselbe hatte bei Beginn des Erbefolgekrieges seine Stellung als Beamter eines Linzer Geschäftshauses aufgegeben und war als Freiwilliger in die österreichische Armee eingetreten.

Voll Begeisterung für das Wohl des bedrängten Vaterlandes, war er weit entfernt, dem Heere als bloßer Mietling zu dienen, sondern focht als ein echter Soldat, dem so manches Treffen einen willkommenen Anlaß bot, durch besonderen Mut und kühne Tapferkeit dem Andringen der Feinde erfolgreich zu trotzen.

Natürlich war dieser Eifer nicht unbemerkt geblieben, und zu dem guten inneren Bewußtsein treu erfüllter Soldatenpflicht gesellte sich auch lobende Anerkennung von außen. Der junge Mann wurde bald einer höheren Rangstufe zugewiesen und hatte nun die große Freude, seiner guten Mutter als Offizier entgegentreten zu können.

Frau Siegwart, seit vielen Jahren verwitwet, lebte in der oberösterreichischen Hauptstadt Linz, wohin sie

aus ihrem ſtillen Heimatsdorfe gezogen war, als ſich ihr Sohn im genannten Orte eine Stelle erwarb. Es tat ihr freilich bitter weh, als er dieſelbe aufgab, um in Kriegsdienſte zu treten, und ſie nun allein zurückbleiben mußte, aber es fiel ihr nicht ein, Othmar nur mit einem Worte von ſeinem Vorhaben zurückzuhalten.

Die edle Frau, tief empört über den Wankelmut ſo vieler, die ſich willig, gerade in Linz, bei dem Einfalle der Bayern dieſer neuen Herrſchaft ergaben, beſaß für die Not des armen Vaterlandes ein ſo innig mitfühlendes Herz, daß ſie ohne Bedenken dafür ihr eigenes Empfinden zum Opfer brachte.

Vor mehreren Wochen hatte Othmar an die Mutter geſchrieben, daß er mit ſeinem Regimente durch Linz marſchieren werde und ihnen ſomit ganz unerwartet ein Wiederſehen, wenn auch nur kurz und flüchtig, beſchieden ſei.

Wie hatte die Frau bei dieſer Kunde gejubelt und ſehnſuchtsvoll die Tage gezählt, bis zu dem mutmaßlichen Einmarſche der Truppen. Heute war der letzte Termin und darum trat auch die Mutter wieder und wieder hinaus in den Vorraum.

Und jetzt? — Wirklich, es war keine Täuſchung, ganz deutlich hörte ſie ſchon auf der Treppe des unteren Stockes — ſie ſelbſt bewohnte den zweiten — den wohlbekannten, feſten Tritt ihres Sohnes.

So ſchnell die alte Frau nur immer konnte, eilte ſie dem lieben Kinde entgegen. Da bog ja der hochgewachſene Mann ſchon um die Stiegenecke herum, und ſieh, wen führte er da an der Hand? Was war das für ein hübſcher, helläugiger Junge? — — —

Während sich Mutter und Sohn in herzlicher Weise begrüßten, stand natürlich dieser Junge ganz unbeachtet da, aber nach dieser bewegten Szene zog Othmar Siegwart seinen jungen Begleiter freundlich an sich, um ihn der erstaunten Hausfrau als einen armen Flüchtling vorzustellen, der erst um ein paar Löffel kräftiger Suppe und hernach um ein ruhiges Plätzchen zum Ausschlafen bitte.

Ja gewiß, müde und hungrig sah der kleine Gast aus, und so war auch Frau Siegwart, ohne erst lange zu fragen, vor allem bemüht, dem Knaben eine sorgliche Wirtin zu sein. Doch als derselbe nach der kräftigen Suppe auch noch den anderen Gerichten alle Ehre erwiesen und jetzt, seiner verstaubten Kleider entledigt, im Nebengemache sorglich gebettet auf dem Ruhebette lag, wollte die freundliche Spenderin auch ausführlich wissen, wem sie da Kost und Herberge biete.

„Ja, liebe Mutter," entgegnete Othmar, „ich sagte dies schon, der Knabe ist wirklich ein Flüchtling. Als wir gestern in Enns Rasttag hielten, brachten ein paar von der Mannschaft, die unter meinem Kommando steht, diesen Jungen zu mir in das Quartier. Sie erzählten mir, daß er immer hinter dem Zuge einhergelaufen sei, und, kaum in Enns angelangt, eine Abteilung Soldaten gebeten habe, man möchte ihn doch mitkommen lassen. Und gewiß sei den Kriegern ein Offizier, mit Namen ‚Pregand' bekannt, zu dem wolle er hin. Der Junge stand, wohl sichtlich verzagt, vor mir, aber es gelang mir bald, ihn zum Sprechen zu bringen und ziemlich klar hinter seine Geschichte zu kommen. Er ist aus der Klosterschule in Seitenstetten entlaufen, heißt

‚Leopold Unterberger‘, und ist aus Strengberg in Niederösterreich, eines Fleischhauers Sohn. Der Knabe will gegen den Willen seines Vaters, der ihn offenbar ziemlich hart behandelt hat, ein Krieger werden und der Kaiserin helfen. Mich bittet er nun, ihn zu jenem Pregand, der ihm den Eintritt in eine Militärschule verschaffen soll, zu führen, aber ich kenne diesen Herrn nicht einmal dem Namen nach, und wer weiß, in welchem Regimente er dient. Allerdings wäre das zu erfahren, aber ich kann dem kühnen Ausreißer nicht helfen, er muß eben wieder ohne Pardon zu seinen Eltern zurück.“

„Ach so eine romantische Geschichte,“ entgegnete Frau Siegwart erstaunt, „aber was willst du mit dem Knaben jetzt machen? Mich dauert das Kind, und ist es nicht rührend genug, daß er da auszieht, um ein Streiter für die Fürstin zu werden? — Du hast es ja auch so gemacht.“

„Ei freilich, liebe Mutter,“ sagte lächelnd der Sohn, „aber so ganz auf die gleiche Stufe darfst du uns beide doch nicht so ohne weiteres stellen. Du mußt immerhin zwischen dem zielbewußten Handeln eines Mannes und dem Entlaufen eines phantastischen Jungen einen kleinen Unterschied gelten lassen. Ich meine auch, die Rührung verginge dir schon, wenn alle unsere schulpflichtigen Buben auf solche Weise aus der Heimat durchbrennen würden.“

„O alle, Othmar. Wie du die Sache gleich nimmst? Übrigens würde es kaum eine größere Verwirrung hervorrufen können, als wenn alle Beamten ihre Posten verließen, um Soldaten zu werden.“

„Richtig, liebe Mutter, das gabst du gut zurück. Doch Spaß bei Seite; wir haben jetzt keine Zeit, darüber

lange zu plänkeln. Es ſind uns leider nur wenige Stunden für einander vergönnt und zudem habe ich heute noch einiges bei dem Regimente zu beſorgen, aber jetzt will ich vor allem anderen an den Fleiſchhauer Unterberger ſchreiben, daß ſich ſein Sohn wohlbehalten hier aufhalte und, ſobald ſich ſichere Gelegenheit findet, ihm wieder zugeführt wird."

„Nein, Othmar," entgegnete eifrig die Frau, „ſo darfſt du beileibe nicht ſchreiben. Du mußt den Vater beſtimmen, daß er ſelbſt hierherkomme, den Knaben zu holen. Ich will mit ihm reden, daß er das Entlaufen des Kindes ja nicht zu ſtrenge beſtrafe. Er iſt vielleicht ein recht roher, gewalttätiger Mann und mir täte es leid, den Kleinen ohne jegliches ſchützende Fürwort ſeiner Willkür preisgegeben zu wiſſen."

„Ach ſieh da! was mein heldenmütiger Flüchtling ſchon für einen kräftigen Anwalt gefunden hat. Ja, ja, da erkenne ich wieder deutlich das goldene Herz meines Mütterleins. Was dir Zufall und Geſchick in die Arme führen, findet hier eine ſichere Schutzwehr, und um deinem Liebeswalten nicht im Wege zu ſein, will ich gern den Brief nach deinem Willen verfaſſen."

Der Brief wurde auch wirklich zur vollen Zufriedenheit Frau Siegwarts geſchrieben und hernach verließ Othmar die Wohnung, um ſeine Geſchäfte zu beſorgen, damit er den Abend ungeſtört mit der Mutter verleben könnte.

Mittlerweile war Poldl erwacht. Ein mehrſtündiger Schlaf hatte ihn ſichtlich erquickt und er blickte recht munter um ſich, als Frau Siegwart vorſichtig das Zimmer betrat, um ihm die gebürſteten Kleider zu bringen.

Nach einem Viertelſtündchen ſaß Poldl jetzt im Wohnzimmer draußen, an der Seite ſeiner freundlichen Wirtin, und ſie plauderten miteinander wie die beſten Bekannten.

Die gütige Frau, im Gemüte noch immer jung und friſch, verſtand es noch beſſer als geſtern der Sohn, dem Knaben das Wort aus der Kehle und das Vertrauen aus dem Herzen zu locken. Aber als ſie davon zu reden begann, daß er die armen Eltern daheim und die guten Mönche in Seitenſtetten durch ſein heimliches Entlaufen wohl recht in bange Sorge verſetzt habe und um ſie möglichſt bald zu beruhigen, bereits an den Vater der Brief abgefaßt ſei, füllten ſich Poldls Augen alsbald mit Tränen und mit ſeiner Redeluſt war es vorbei.

Natürlich wurde ſeine Beſtürzung aber noch größer, als ihm Frau Siegwart in ſanfter, doch entſchiedener Weiſe vor Augen ſtellte, daß er ja doch wieder nach Strengberg oder Seitenſtetten zurückkehren müſſe und ihn auch Herr Pregand ohne Wiſſen und Willen der Eltern in keine Militärſchule bringen würde.

Poldl fiel nach dieſer Mitteilung auf die Knie nieder, umklammerte angſtvoll die Frau und flehte unter Weinen und Schluchzen:

„Nur nicht nach Hauſe, nein, nein, nur nicht nach Hauſe oder nach Seitenſtetten zurück, ich fürchte den Vater zu ſehr!“

„Aber, Kind, liebes Kind,“ wehrte Frau Siegwart dieſem heftigen Ausbruch und zog den Knaben zärtlich an ſich.

„Wie kannſt du ſo ſprechen, du haſt doch eine Mutter. Glaube gewiß, dieſe verzehrt ſich in Angſt und

Sorge um dich und sehnt sich heiß und schmerzlich nach dir."

Bei Erwähnung der Mutter flossen Poldls Tränen wohl stärker, doch war diese Erinnerung auch zugleich der Anlaß zum Versiegen derselben. Ein Gedanke erfaßte ihn plötzlich mit voller Gewalt, da hatte er keine Zeit mehr zum Weinen, diesen Einfall mußte Frau Siegwart alsogleich wissen.

„Ach, liebste Frau," begann er, zuerst mit etwas zagender, doch später immer freierer Stimme, „schicken Sie doch den Brief an meinen Vater nicht fort. Ich will dafür an die Mutter schreiben, damit sie erfahre, wo ich bin, und sich nicht mehr um mich zu ängstigen brauche. Aber glauben Sie mir, ich kann nicht mehr nach Hause zurück, und wenn ich schon nicht zu Herrn Pregand kommen kann, ich bitte, lassen Sie mich hier bei Ihnen bleiben. Sie sind so gut und lieb wie die Mutter, ich will Ihnen gewiß recht gerne gehorchen und nicht wahr, eine Militärschule gibt es sicherlich in dieser großen Stadt auch?"

Frau Siegwart sah dem eifrigen Sprecher lächelnd in das glänzende Auge, das nichts mehr von den versiegten Tränen wußte und nur ängstlich fragend an ihrem Munde hing, der nun freilich nicht die gewünschte Antwort gab.

„Oho, Bürschlein," sagte die Frau, „du hast wirklich einen entschiedenen Willen und legst dir die Dinge ganz wunderschön nach deinem Köpflein zurecht, als ob es für die Großen da gar nichts mehr zum Dreinreden gäbe. Und nach Hause geht es also auf keinen Fall mehr?"

„O ja," fiel hier Poldl der Sprecherin ſchnell in das Wort, „ich will ſchon wieder nach Hauſe, aber erſt, wenn ich ein recht hoher Offizier geworden bin und über viele Soldaten befehle."

„Ei, was denn gar," meinte ſcherzend Frau Siegwart, „ein General, Feldzeugmeiſter zum mindeſten doch, niedriger geht es wohl nicht? Übrigens, Militärſchulen gibt es keine in Linz, und bei mir kannſt du ſchwerlich das Kriegführen lernen."

Poldl ſah, wohl ſichtlich enttäuſcht, der Frau in das Antlitz, als ſei es wirklich recht ſchade darum, daß ſie nicht imſtande ſei, ihn das Fechten zu lehren, aber in einer Soldatenfamilie war er jetzt immerhin doch und da wollte er auch um jeden Preis bleiben.

„O bitte, bitte," begann er jetzt wieder, „ſchicken Sie mich doch nicht mehr fort. Es iſt ſo heimlich bei Ihnen und wenn ich nur etwas größer bin, dann macht Herr Othmar ſchon einen Soldaten aus mir, er iſt doch ein ſo lieber, freundlicher Mann."

„Du verſtehſt dich ganz prächtig aufs Bitten und Schmeicheln, das ſehe ich ſchon," war die Antwort der Frau, auf welche die zutrauliche Weiſe des freundlichen Knaben nicht ohne tiefen Eindruck blieb.

„Aber weißt du was, junger Freund," fuhr ſie jetzt ernſthaft fort, „tue nun wirklich, was du vorhin gewollt haſt, und ſchreib an deine Mutter. Du wirſt doch nicht haben wollen, daß ſie noch lange um dich in Angſt und Sorge verbleibe? Auf jenem Tiſche findeſt du Feder und Tinte, und ich gehe inzwiſchen, für das Nachtmahl zu ſorgen. Othmar kommt ſicherlich bald."

Als Frau Siegwart nach einiger Zeit von der Küche hereinkam, um nach dem Knaben zu sehen, fand sie ihn fest eingeschlafen, das Gesicht in die Arme, welche den Tisch als willkommene Stütze benützten, fest vergraben. Vor ihm lag der fertige Brief mit folgendem Wortlaut:

„Meine liebe, gute Mutter! Gelt, du bist mir nicht böse, daß ich von Seitenstetten fortgelaufen bin und kein Priester wie der Josef werde? Aber du weißt ja doch selbst, daß ich der Kaiserin Maria Theresia versprochen habe, ihr als ein Krieger zu dienen, und darum kann ich auch dem Vater nicht folgen. Es hat mir recht wehe getan, daß er mich so strenge behandelt hat und daß ich auch meinen lieben Heinrich nicht mehr im Leben gesehen habe. Du hast einmal gesagt, es ist dir alles recht, was ich werde, wenn ich es nur recht und ordentlich bin, und ein braver Soldat will ich ganz gewiß werden. Ich bin hier in Linz, bei einer sehr gütigen Frau, ihr Sohn ist ein Offizier, und diesen will ich schon recht schön bitten, daß er mich zu einem guten Soldaten erziehe. Dann komme ich wieder zu dir. Habe nur keine Angst um mich, es geht mir recht gut. Ich grüße dich vielmals, und auch alle anderen lasse ich grüßen. Ich verbleibe dein dich liebender Sohn Leopold."

Frau Siegwart versuchte, den Knaben aus dem Schlafe zu wecken, weil sie ihm zum Nachtmahl noch ein leckeres Süpplein vermeinte, aber alle Mühe war vergeblich und nutzlos. Immer wieder sank der Körper haltlos zusammen und kaum ermannte sich der Knabe *so weit, um* die Kleider mit gewohntem Griffe mechanisch

herunterzuſtreifen, und als er jetzt ausgeſtreckt auf dem Bette lag, dehnten ſich die ermüdeten Glieder voll ſüßen Behagens.

Frau Siegwart zog ihm mit ſanfter Hand die Decke herauf und das Kind mochte ſolch zärtliche Sorge wohl ſchon oft von der Mutter erfahren haben, denn es öffnete noch einmal ſchlaftrunken die Augen, auch die Lippen bewegten ſich lallend und ſagten kaum verſtändlich: „Gute Nacht, liebe Mutter!“

Das rührte Frau Siegwart zu Tränen. Sie dachte voll Mitleid an die Mutter des Knaben. Wie beweinte ſie wohl ſein Verſchwinden, wie forſchte ſie angſtvoll nach ihm, und mit welch jubelnder Freude würde ſie ſein Erſcheinen begrüßen.

Ja, ein ſolches Wiederſehen! Der Eltern Entzücken ließ ſich begreifen, gewiß, es mußte unſägliche Wonne ſein, den verlorenen Liebling wieder umfangen zu können. Aber während die Frau an dem Bette des ſchlafenden Knaben ſich dies alles vor Augen ſtellte, konnte ſie es unmöglich wehren, daß leiſe, ganz leiſe und ſchüchtern der Wunſch in ihrem Herzen zu keimen begann, der Knabe möge unverlangt auch ferner in ihrem Hauſe verbleiben und ihrem einſamen Leben ein lichter Sonnenſtrahl werden.

Es war doch ein gar zu herziges Kind, mit ſeinen lieben Manieren, ſeinem zärtlichen Weſen und dem geweckten Verſtande.

Am nächſten Tage rückte Othmar wieder zu ſeinem Regimente ein. Poldl ſchlief noch, als der Offizier beim erſten Morgengrauen das Haus verließ.

Der Brief, welchen der flüchtige Knabe an ſeine Mutter gerichtet hatte, wurde dem Schreiben

an Herrn Unterberger beigeſchloſſen, doch erſchien weder der Vater, noch ſonſt eine Kunde, die etwa bewieſen hätte, daß man dieſem aufklärenden Berichte die entſprechende Beachtung ſchenkte.

Allerdings mochte ſich bei den Kriegsunruhen, welche damals im Lande herrſchten, auch der Poſtverkehr nicht ſo glatt und ſicher abgewickelt haben und ſomit dieſer Brief gar nicht in Strengberg angelangt ſein. Auch ein zweiter Brief, den Frau Siegwart ſchrieb, blieb ohne Antwort und der Vorſatz, noch eine dritte Nachricht folgen zu laſſen, blieb unausgeführt.

XVIII. Kapitel.

Nachrichten aus der Heimat.

Leopold Unterberger weilte bereits sechs Jahre bei Frau Siegwart, ohne daß er von seinen Eltern die geringste Kunde erhielt.

Das silberglänzende Haupthaar seiner Pflegemutter hatte sich inzwischen in ein hell schimmerndes Weiß verwandelt und diese Veränderung mochte vielleicht weit weniger durch die vorgerückten Lebensjahre bewirkt worden sein, als vielmehr durch den Kummer über den Tod des einzigen Sohnes.

Othmar Siegwart war bald nach dem letzten Wiedersehen mit seiner Mutter den tückischen Strapazen des Krieges erlegen und fand fern von der Heimat ein einsames Grab.

Der schmerzgebeugten Frau war es in ihrem Kummer ein wahrer Himmelstrost, Poldl um sich zu haben. Es zerstreute sie nicht nur in wohltätigster Weise, für sein leibliches Wohl Sorge tragen zu müssen, sondern der freundliche Knabe stand auch ihrem Herzen so nahe, wie ihr eigenes Kind.

Auch Poldl war seiner Pflegerin in treuer Liebe zugetan, aber immerhin gab es Tage, an denen seine Gedanken lebhaft in der Heimat verweilten, wo er sich Eltern und Geschwister in ihrem häuslichen Treiben

ganz deutlich vor Augen ſtellte und dabei heiß genug das Verlangen empfand, doch nur wenigſtens von einem Bekannten zu erfahren, wie es ihnen allen erginge.

Endlich wurde dem Jüngling dieſe Sehnſucht geſtillt und ſein Heimweh dadurch in ſchmerzlichſter Weiſe geheilt.

Poldl beſuchte in Linz die Lateinſchule und war in derſelben bereits ſo weit vorgeſchritten, daß er im nächſten Schuljahre in das Lyceum aufgenommen werden konnte.

Der Weg von der Altſtadt, in der Frau Siegwart wohnte, bis in das Unterrichtsgebäude, welches bei der Pfarrkirche lag, erforderte ſchon ein knappes Viertelſtündchen Zeit und Poldl bemerkte heute mit Schrecken, daß er etwas zu ſpät fortgegangen ſei und nun wohl den Anfang des Unterrichtes verſäume.

Er eilte raſch vorwärts, wurde aber ſchon in der nächſten Minute von einem jungen Burſchen angehalten, der um Auskunft über den Weg nach der Bethlehemſtraße bat.

Poldl dachte nach und es traf ſich, daß beide ein gutes Stück den gleichen Weg zu verfolgen hatten.

Der junge Burſche, offenbar von redſeliger Art, plapperte eifrig, wie eine geſchwätzige Elſter, und erzählte auch, daß er Sebaſtian Reichelberg heiße und ſeines Gewerbes ein Fleiſchhauer ſei.

Dieſe Mitteilung intereſſierte natürlich den Poldl, aber wie warm wurde ſeine Teilnahme erſt, als er ſeines Begleiters weitere Rede vernahm.

„Wiſſet, junger Herr," begann er vertraulich, „in jener Gaſſe, in die ich gelangen will, wurde mir ein

tüchtiger Meister empfohlen, dem ich meine Dienste anbieten will, denn ich möchte jetzt gar zu gerne das Stadtleben ein wenig versuchen. Ich habe lange genug auf dem Lande die dort üblichen Gebräuche und Sitten geübt, mich verlangt es, auch einmal anderes kennen zu lernen. Es kann freilich sein, daß ich mir mein Leben nicht besser gestalte, denn bei meinem früheren Meister, dem Unterberger in Strengberg, ging es mir wahrlich nicht schlecht."

„In Strengberg wart Ihr? — Beim Unterberger?" stammelte Poldl, während ihm fast der Atem versagte und er wie im Traume Sebastians Antwort hörte.

„Ja, vier Jahre bin ich bei Unterberger in Arbeit gestanden und habe mein Handwerk dort gründlich erlernt. Auch sonst erlebte ich in jenem Hause die prächtigsten Tage, wenngleich der Herr ein sehr genauer Patron war und mit faulen Knechten nicht lange zimperlich tat."

Poldl hatte inzwischen seine Fassung wieder so weit gewonnen, daß er seinen Begleiter, ohne ihm durch sein heftig erregtes Wesen aufzufallen, zum Weitersprechen auffordern konnte.

„Und nicht wahr, Herr Reichelberg? — Ach bitte, kommt doch mit mir in diese Wirtschaft hinein, stärkt Euch ein bißchen, und — ja, erzählt mir von den Unterbergers, was Ihr nur wißt. Ich kenne diese Familie aus früherer Zeit und bin für jede Auskunft sehr dankbar."

Der Bursche ließ sich nicht zweimal bitten, dem Antrage Poldls zu folgen, und bei einem Glase Wein ging ihm die geläufige Zunge noch einmal so schnell,

und er erzählte in fließendem Tone, lebhaft mit den Händen agierend:

„Als ich in das Haus des Unterberger kam, war dort eine traurige Zeit, indem die Gattin des Meisters hoffnungslos krank darniederlag und auch noch im selben Jahre verschied."

Der Bursche bemerkte nicht, wie der Student jählings erbleichte, und fuhr weiter zu reden fort:

„Ich habe die Frau erst zu Gesichte bekommen, als sie sauber und weiß wie ein verklärtes Heiligenbild, in der roten Stube aufgebahrt lag. Ich bin beileibe kein weichherziger Fant, aber der Jammer des Vaters und der größeren Kinder ist mir tief zu Herzen gegangen. Die Frau war noch keineswegs alt, aber man sagte mir, daß sie immer zu Krankheit und Schwäche geneigt habe und den großen Strapazen mit den vielen Kindern und der ausgedehnten Wirtschaft nicht recht Stand halten konnte. Und weiter erzählten die Leute, die Kränkung über das heimliche Entlaufen eines Sohnes, der in Seitenstetten die Klosterschule besuchte, habe ihre Krankheit verschlimmert und somit das Ende beschleunigt."

Poldl saß mit geneigtem Haupte da, und mit aller Gewalt bezwang er sich, um seiner Bewegung Meister zu bleiben. Mit gepreßter Stimme fragte er jetzt:

„Und — wisset Ihr nicht, ob von dem verschwundenen Knaben noch einmal eine Kunde in das Elternhaus kam? — Und was — — was sagte der Vater dazu?"

„Ei freilich," ließ sich jetzt Sebastian Reichelberg wieder vernehmen, indem er, vergnüglich lächelnd, dem

neu gefüllten Glase Bescheid tat, „es kam einmal durch fahrende Krämer die sicher lautende Nachricht, daß der durchgegangene Junge mit einem Zuge Soldaten gegen Oberösterreich gewandert sei. Die Frau, welche damals noch lebte, soll hierauf ihren Mann beschworen haben, doch mit allen Kräften nach der Wahrheit dieses Gerüchtes zu forschen, doch Unterberger schlug mit mächtiger Faust auf den Tisch und erklärte fest und bestimmt, er betrachte das Kind so, als ob er es niemals besessen hätte, und wenn es auch draußen im Staube der Straße verderbe, es geschehe ihm vollkommen recht und es verdiene gar kein anderes Los."

Poldl seufzte tief auf und war nicht imstande, ein Wort zu erwidern, worauf der Bursche geschäftig weiter erzählte, daß nach dem Tode der Frau der Wirtschaft an allen Ecken und Enden die ordnende Hand gefehlt habe, so daß sich der verwitwete Mann nach zwei Jahren zu einer neuen Heirat entschloß.

Noch allerlei wußte Reichelberg von seinem früheren Dienstorte zu sagen, doch Poldl mußte sich unsägliche Mühe geben, um ruhig zu bleiben, und jetzt fiel auch dem Erzähler plötzlich ein, daß er eigentlich schon viel zu viel Zeit müßig verplaudert habe, und er bat nun herzlich, ihn ohne Verzug nach dem gewünschten Ziele zu bringen.

Poldl führte den jungen Mann schweigend durch Gassen und Straßen und stürmte dann nach kurzem Gruße in eilendem Laufe zurück, ohne des versäumten Unterrichtes dabei nur einmal zu gedenken. Er hatte kein anderes Verlangen, als möglichst schnell bei der teuren Pflegemutter zu sein.

Dieſe war nicht wenig erſchrocken, den Jüngling zu ſo ungewohnter Stunde mit verſtörtem Antlitz erſcheinen zu ſehen, und als derſelbe jetzt mit fliegendem Atem von der Begegnung mit dem Fleiſcherburſchen erzählte, teilte ſie herzlich ſeine Trauer mit ihm.

Frau Siegwart wußte recht gut, daß ihr Pflegeſohn trotz aller Liebe für ſie noch keineswegs die verlaſſene Heimat vergeſſen habe und manches ſtille Stündchen, das er müßig verträumte, dem Gedenken an Eltern und Geſchwiſter gehörte.

Die zartfühlende Frau ehrte dieſes Empfinden und war auch feſt entſchloſſen, ſobald Poldl das Lyceum vollendet habe und ſich endgiltig für die Wahl eines Lebensberufes entſcheiden müſſe, alles zu verſuchen, um eine Annäherung zwiſchen Eltern und Kind herbeizuführen.

Doch jetzt überkam ſie trotz der tiefen Teilnahme für den Jammer des Kindes übermächtig, faſt jubelnd das eine Gefühl, daß nun nichts mehr zwiſchen ihnen ſtehe und ſie feſt und unwiderruflich miteinander verbunden ſeien.

Sie beugte ſich tiefer zu dem Knaben und flüſterte mit zärtlichem Koſen:

„Gelt, Poldl, nun ſind wir halt beide verwaiſt und gehören für immer zuſammen.“

Der Jüngling fand keine Antwort, doch ſein engeres Anſchmiegen an die geliebte Pflegemutter bewies deutlich genug, wie gut er dieſe Worte verſtehe und der edlen Frau Dank dafür wiſſe.

Ja gewiß! Jetzt war jedes Band zwiſchen ihm und der Heimat zerriſſen. — Die Mutter tot! Er faßte

es kaum. — — Und hatte nicht der Fremde gesagt, daß die Leute meinten, der Kummer um ihn habe ihr Ende beschleunigt? — Ach Gott! Wenn das wirklich so wäre, das legte ja eine Kluft zwischen ihn und die Seinen, über die es keine Brücke mehr gab.

Und die harten Worte des Vaters, daß er doch kein anderes Schicksal verdiene, als im Staub der Straße elend zugrunde zu gehen, — konnte er nach solch schrecklichem Fluche dem Erzürnten noch einmal vor die Augen treten? Er würde ihn wohl wie den erstbesten Landstreicher rauh von der Schwelle weisen.

Und trieb es ihn noch nach der Heimat? Nein, tausendmal nein! Eine Fremde an Stelle der Mutter, die trauliche Stätte in solcher Weise verwandelt, damit hatte sie für immer den süßen Namen „Heimat" verloren. —

Poldl war auch nachmittags nicht fähig, dem Unterrichte beizuwohnen, doch erhielt er gegen Abend die Aufforderung, womöglich noch heute bei dem Jesuitenpater Walcher, der im Lyceum Unterricht in der Mathematik erteilte, zu erscheinen.

Er schleppte sich mühsam hin und erfuhr dort, daß er bei diesem Herrn angeklagt worden sei, während der vormittägigen Lehrstunden in Gesellschaft eines reisenden Handwerkers in einer Weinschenke gesessen zu haben.

Poldl mußte zugeben, daß diese Anklage auf Wahrheit beruhe, aber die Art und Weise, wie er voll aufrichtigen Vertrauens den Hergang der Sache erzählte, verfehlte nicht, den günstigsten Eindruck auf den Professor zu machen.

Des Jünglings abenteuerliche Lebensſchickſale, welche durch ſeinen Bericht zur Sprache kamen, erweckten lebhaft das Intereſſe des Paters. Er behielt ihn fortan im Auge, und als er im folgenden Jahre im Lyceum ſein Schüler wurde, gewahrte er bald, daß er gerade für ſeinen Gegenſtand an Leopold Unterberger den befähigtſten Zuhörer gefunden habe.

Poldl hingegen freute ſich ungemein über die Methode, mit der Profeſſor Walcher ſeine Wiſſenſchaft vortrug. Sie erſchien ihm überaus anziehend und leicht faßlich, ſo daß ſeine Neigung für Mathematik nur noch mehr erhöht und angeregt wurde und er darin die ſchönſten Fortſchritte machte.

XIX. Kapitel.

Frau Siegwarts Tod und Poldls Reise nach Wien.

Frau Siegwart hatte sich fest gelobt, an dem heimatslosen Knaben in jeder Hinsicht die Pflichten einer treu besorgten Mutter zu erfüllen, und als Poldl jetzt mit gutem Erfolge das Lyceum absolviert hatte, besprach sie eingehend die weitere Zukunft mit ihm.

Dabei zeigte sich, daß in dem jungen Manne der Eifer für den Soldatenstand noch eben so lebhaft, oder vielmehr noch viel heißer glühte als einst in dem für das Wohl der Kaiserin so hoch begeisterten Knaben.

Frau Siegwart wollte einem so ausgesprochenen Berufe nicht entgegenreden, und da sie gute Bekannte in Offizierskreisen besaß, hoffte sie, den Jüngling in dem gewünschten Stande leicht und vorteilhaft unterbringen zu können.

Aber bevor sie dazukam, in dieser Angelegenheit die nötigen Schritte zu tun, pochte jener düstere Gast, der auch dem tätigsten Menschenschaffen unerbittlich ein Ziel und Ende setzt, an das Haus der rührigen Frau.

Poldl kehrte einmal in vorgerückter Nachmittagsstunde von einem längeren Ausgange, den er schon frühmorgens unternommen hatte, nach Hause zurück, als

er die Wohnung voll von Leuten fand, welche zu seinem namenlosen Entsetzen damit beschäftigt waren, die freundliche Stube in ein Trauergemach zu verwandeln und den entseelten Körper seiner Pflegemutter für die Aufbahrung anzukleiden.

Ein Schlaganfall hatte dem Leben Frau Siegwarts ein jähes Ende bereitet.

Unter den Anwesenden befanden sich auch nahe Verwandte der Verstorbenen, welche Poldl immer als unwillkommenen Eindringling angesehen hatten und ihn auch jetzt mit Blicken betrachteten, in denen Abneigung und Mißgunst deutlich geschrieben standen.

Poldl empfand dies sofort in peinlichster Weise und während sein Herz voll unsäglichen Leides erbebte, eilten die fliehenden Füße schon behende die Treppe hinab. Es litt ihn nicht in dem Bereiche dieser feindlichen Augen.

Als der junge Mann die Straße betrat, flimmerten schon zahlreiche Sternbilder auf. Er wählte jenes Ziel, das seine Pflegemutter bei ihren gemeinschaftlichen Spaziergängen besonders lieb gehabt hatte. Es war der nahe gelegene Freinberg.

Poldl ging seines Weges fort, bis er den freien Platz vor der bereits verschlossenen Kirche erreicht hatte. Dort blieb er stehen und blickte, tief aufatmend, um sich.

Unter ihm lag die Stadt; er sah die Häuser erleuchtet und hunderte von milden Flämmchen grüßten freundlich zu ihm herauf, aber keines fügte dem Gruße das trauliche Wörtchen bei: „Komm, armer Junge, hier bist du daheim.“

Er sah nach jener Richtung hin, in der er das Haus seiner treuen Pflegerin wußte; diese hatte ihn erst noch heute früh vor seinem Ausgange mit tausend Segenswünschen entlassen.

Und jetzt lag sie starr und kalt auf der Bahre. Liebloſe Blicke vergönnten ihm nicht einmal das Verweilen bei der Toten, so daß er in jenen Räumen, die ihm so lange eine liebe Heimat gewesen waren, nun ebenso fremd war, wie in den Häusern am entgegengesetzten Ende der Stadt, wo er die Menschen nicht einmal dem Namen nach kannte.

Der Gegensatz war zu schnell und zu gewaltig erfolgt; Poldl war wie betäubt von dem erlittenen Schlage und als er jetzt, weitergehend, am Waldesrand ein einsames Bänklein entdeckte, ließ er sich erschöpft darauf nieder.

Der Stadtlärm drang nur dumpf und unbestimmt in einzelnen Lauten aus der Tiefe herauf, aber knapp hinter sich hörte der junge Mann ganz deutlich aufgescheuchter Nachtvögel lautes Gekreisch. In den Zweigen der Waldbäume raschelte es, im Dickicht schlich leise das Wild und auf der nahen Wiese zirpten die Grillen. Hier und da ertönte ein vorsichtig gedämpfter Pfiff; es waren wohl Warn- und Erkennungszeichen für solche, die unter dem Schutze der Finsternis ein lichtscheues Gewerbe betrieben.

Diese ungewohnten, nie gehörten Stimmen der Nacht vermehrten die Beklommenheit Poldls und es war ihm so weh und traurig zumute, daß ihn sogar für einen Augenblick der heiße Wunsch beseelte, doch an Stelle der toten Pflegemutter zu sein.

Aber das Verlangen nach Sterben und ewiger Ruhe ist jungen Herzen, die doch vor allem dem Leben und der ihnen so vieles verheißenden Zukunft gehören, zu unnatürlich und fremd, als daß es lange andauern konnte.

Auch Poldls Gemüt sträubte sich gegen die Todessehnsucht bald in lebhafter Weise und seine Gedanken suchten andere Wege.

Er wollte weiter leben, wollte weiter lernen, weiter streben und ringen. O welch hehre, verlockende Ziele lagen vor ihm!

Aber wohin sollte sich der Heimatlose, der Unbemittelte wohl zunächst wenden? —

Poldl dachte hin und her und in dieser Ratlosigkeit fiel ihm sein geliebter Mathematikprofessor, der Jesuitenpater Walcher, ein.

Wie eine Eingebung des Himmels begrüßte er diesen Gedanken. Ach ja, dieser weise, gütige Mann war sicher imstande, sein Geschick in das rechte Geleise zu bringen, er würde ihm, dem Unerfahrenen, die Wege zeigen, die nicht nur ein Weiterleben, sondern auch ein Weiterlernen möglich machten.

Voll gläubiger Zuversicht hielt sich Poldls Herz an diesem Gedanken fest und sein gesenkter Blick richtete sich neu belebt und ermutigt empor.

Und sieh! Das nächtliche Bild hatte sich inzwischen verändert. In den meisten Häusern waren die Flämmchen erloschen, und die wenigen, welche noch brannten, erschienen farblos und matt gegen das volle, glänzende Mondlicht, das jetzt die Stadt überstrahlte.

Poldls Blick ſchweifte über die Gebäude hinweg, hinaus in das Land.

Der Schein des Mondes war nicht, gleich den Lichtern, welche die Menſchen angezündet hatten, durch die engen Mauern begrenzt, ſondern es wallte ungehindert über Berge und Täler, ſpiegelte ſich in den Fluten der Donau und wob ſilberne Fäden darein.

Poldls bedrückte Seele wurde bei dieſem Schauen frei und leicht und allgemach verwandelte ſich das heimatloſe Gefühl in klare, erhebende Gedanken.

So weit ſeine Augen reichten, erblickten ſie heimatliche Gaue, ſie ſahen das geliebte Vaterland, ſein ſchönes Öſterreich, das Land ſeiner Kaiſerin, jener hohen Frau, deren Geſchick ſchon die Träume ſeiner Kindheit erfüllten und der er noch heute, als werdender Mann, mit ganzer Seele ergeben war.

Ja gewiß, mit ganzer Seele ergeben! Er kannte ja kein anderes Ziel, als ſeiner Kaiſerin ein treuer Diener zu werden, und dieſes Gelöbnis wurde ihm reichlicher Troſt für das ſchwere Leid dieſer Stunde und auch Troſt für ſeine Verlaſſenheit, denn es erfüllte ſich an ihm, daß ein Menſch, der treu und heiß ſein Vaterland und ſeinen Regenten liebt, ſich nie und nimmer wahrhaft verwaiſt und heimatlos fühlt.

Schnell vergingen jetzt dem jungen Manne die noch übrigen Stunden der Nacht, und kaum war der Tag angebrochen, lenkte er ſeine Schritte in das Innere der Stadt, um dort, ſobald es nur anging, bei dem hochwürdigen Pater Walcher vorzuſprechen.

Dieſer war freilich über den frühen Gaſt höchlich erſtaunt, doch als er Poldls trauriges Schickſal erfuhr

ward er vom tiefſten Mitleid ergriffen. Er meinte, nun liege es wohl am nächſten, daß der Verwaiſte nach Strengberg gehe und dort um Wiederaufnahme bei dem Vater bitte.

Allein der junge Mann widerſetzte ſich dieſem Vorſchlage mit allen Kräften und entgegnete mit feſter, entſchiedener Stimme:

„Ja, Hochwürden, wenn meine Mutter noch lebte, aber ſo — nein, es iſt mir nicht möglich! Tauſendmal lieber über das Meer zu wildfremden Leuten.“

Während der Pater nun dachte, daß gegen ſolchen Starrſinn wohl kein Mittel verfange und der junge Mann eine erſtaunlich feſte Willensanlage bezeige, fiel ſein Auge zufällig auf einen Brief, den er erſt geſtern erhalten hatte und der noch vor ihm auf dem Tiſche lag. Ein freudiges Leuchten überflog ſeine Züge und haſtig fragte er:

„Was iſt's, Unterberger, haſt du noch vieles in Linz zu beſorgen? Könnteſt du wohl heute noch damit zuſtande kommen?“

„Gewiß, Hochwürden, ich habe hier nichts mehr zu tun. Ich möchte nur von meiner toten Pflegemutter noch Abſchied nehmen,“ entgegnete der Poldl in gepreßtem Tone.

„Tue das, mein guter Sohn,“ ſagte der Pater, „dieſer Gang iſt eine heilige Pflicht, und höre jetzt, wie der liebe Gott dich weiter verſorgen will. Ich erhielt geſtern eine ſchriftliche Anfrage von Hofrat Greller in Wien, ob ich ihm nicht einen jungen Mann zu nennen wüßte, der für ſeine Söhne als Erzieher taugte. Derſelbe müßte aber ſofort dieſe Stelle antreten können.

Ich kenne dich und weiß, daß ich dich mit gutem Gewissen empfehlen kann. Darum mache dich bereit, morgen früh abzureisen. Ich habe persönlich in Wien zu tun, du begleitest mich, und ich stelle dich gleich dem Hofrate vor."

Hätte der freundliche Pater dem Poldl sagen können, daß er sofort einem Soldatenregiment zugeteilt würde, wäre sein Jubel wohl ohne Grenzen gewesen, aber auch für die Zusicherung dieser Hofmeisterstelle ward sein Herz von dankbarer Freude erfüllt. Der junge Mann war verständig genug, um einzusehen, daß er es ja als eine besondere Gnade betrachten müsse, in seiner Verlassenheit sogleich ein so gutes Unterkommen gefunden zu haben.

Als sich Poldl von seinem wohlmeinenden Gönner für heute verabschiedet hatte, ging er nach jener Gasse hinüber, in der er so viele Jahre still und friedlich bei Frau Siegwart gelebt hatte und aus dem Knaben ein Jüngling geworden war.

Als er das Vorzimmer der Wohnung betrat, kam ihm die alte Magd der Verstorbenen weinend entgegen und rief:

„Ach, junger Herr, da seid Ihr ja endlich! Wie sehr habe ich mich doch in der vergangenen Nacht um Euch geängstigt, aber denkt Euch nur, was doch die Verwandten der Frau für herzlose Leute sind. Sie meinten, es sei ganz in der Ordnung, daß Ihr das Weite gesucht habt, und im Falle Ihr wiederkehrtet, gaben sie mir diesen kleinen Koffer für Euch. Er enthält Eure Wäsche und Kleider, aber ich wette, es ist nur der schlechteste Teil davon, denn sie sagten, für den

Erbschleicher, der so lange hier schmarotzte, sei es übergenug. Ach, Leopold, wenn das meine arme, gnädige Frau wüßte, wie sie mit Euch, ihrem Liebling, verfahren."

„Tröste dich, alte, ehrliche Hanne; ich tröste mich auch über das lieblose Verfahren dieser engherzigen Leute, und zwar mit meinem guten Gewissen. Was mir Frau Siegwart gegeben hat, war mir allezeit vom Herzen vergönnt. Davon bin ich fest überzeugt, und weiteres verlange ich nicht. Ich nehme auch keinesfalls diesen Koffer mit; ich bin nur gekommen, um noch einmal an der Totenbahre meiner guten Pflegemutter zu beten."

Poldl war froh, daß er bei seinem Eintritte in das schwarzverhängte Trauerzimmer die Tote allein fand. Er kniete voll Andacht nieder und empfahl im frommen Gebete diese geschiedene Seele, die, mit dem Leibe vereint, so viel des Guten und Edlen gewirkt hatte, der Gnade des allgütigen Schöpfers.

Dem jungen Manne ward bei diesem Beten ganz tröstlich ums Herz, doch als er sich später erhob, um noch einmal das milde, friedliche Antlitz der Toten recht nah und deutlich zu sehen, übermannte ihn jählings der Schmerz und weinend verließ er das Zimmer. Sie gingen doch alle von ihm, die ihm die Liebsten auf Erden gewesen waren. —

In jener Zeit gelangte man nicht so schnell und leicht von Linz nach Wien wie heute, wo man einfach nach dem Ufer der Donau zum Landungsplatz der Dampfschiffe geht oder einen der verschiedenen Eisenbahnzüge wählt und in kurzer Zeit sein Ziel erreicht hat.

Für Unterberger und seinen väterlichen Freund stand damals zur Reise nach Wien vor allem die breite Reichsstraße offen. Doch brauchte man zu dieser Fahrt auf jeden Fall mehrere Tage, und da dem Pater Walcher viel daran lag, in möglichst kurzer Frist Wien zu erreichen, so zog er den Wasserweg vor, auf dem man bei gutem Winde immerhin viel rascher vorwärts kam.

Den beiden Reisenden wurde zu dieser Donaufahrt freilich kein bequem eingerichtetes Dampfschiff geboten, sondern sie mußten sich, was damals gar nicht ungewöhnlich war, einem Floße anvertrauen, das eben eine Warenladung von Passau nach Wien beförderte.

Die Witterung war ungemein günstig und so ging die Reise flott vonstatten. Leopold Unterberger fand großes Gefallen an den landschaftlichen Reizen der Gegend, und Pater Walcher nannte ihm die Namen der verschiedenen Orte, an denen sie auf der leichtgekräuselten Wasserfläche vorüberfuhren. Der hochwürdige Herr sprach anregend und fesselnd, so daß sich auch dem Zuhörer immer mehr die Zunge löste und er Frage um Frage stellte, bis er plötzlich verstummte und auf seinem Antlitz Röte und Bläße zu wechseln begannen.

War nicht die Gegend auf einmal so seltsam bekannt geworden? — Wie ein Blitzstrahl durchzuckte ihn das. Dort, ja dort, kaum eine Viertelstunde vom Ufer entfernt lag sie, seine Heimat. — — Poldl stand aufrecht in der Fähre, mit fest aufeinandergepreßten Lippen, und sah unverwandt nach der Heimat. — Wie es ihn packte! Wie schwoll ihm das Herz, und

war ihm nicht zumute, er müſſe in das toſende Waſſer hinein, es mit kräftigem Schwung zu durchſchneiden, damit ſein Fuß wieder den Boden der Heimat fühle? — Heimatserde! Die treue Mutter begrub man in ſie; — nein, er verlangte nimmer, ſie zu betreten, innige Grüße ſandte er hin, den Lebenden nicht, der toten Mutter ſollten ſie alle gehören. — — —

Das Fahrzeug glitt weiter; immer mehr und mehr entſchwanden die bekannten Gefilde, die unbekannte Fremde war es nun wieder, die Poldls trübgewordenem Auge ſich zeigte.

XX. Kapitel.

Poldl wird Soldat.

Die Empfehlung des hochwürdigen Jesuiten Walcher hatte vollauf genügt, um Poldl in dem Hause des Hofrates Greller einen sehr freundlichen Empfang zu bereiten.

Dieses Wohlwollen steigerte sich von Woche zu Woche, da die Tauglichkeit des jungen Mannes für die ihm übertragene Stelle alle Erwartungen weit übertraf.

Die Söhne des Hofrates machten unter der Leitung ihres gewissenhaften Erziehers die besten Fortschritte und hingen voll inniger Liebe an dem heiteren, allezeit freundlichen Jünglinge. Dieser aber war eifrig bemüht, nebst der Erfüllung der übernommenen Pflichten auch den eigenen Verstand nicht darben zu lassen und durch geregeltes, planvolles Studium seine Kenntnisse immer mehr zu erweitern.

Die Liebe zum Soldaten mußte sich jetzt freilich in dem Herzen Unterbergers mit einem recht bescheidenen Plätzchen begnügen, aber sie glühte in demselben mit unverminderter Wärme fort und schlug nicht selten zu heller Flamme empor.

In solchen Momenten war dem jungen Manne wohl oftmals zumute, er müsse wieder wie einst

als unbesonnener Knabe jede Rücksicht vergessen, dem Zwange und der Aufgabe des alltäglichen Lebens entlaufen und sich dem kaiserlichen Heere mit den Worten: „Ich will der Regentin dienen!“ freiwillig stellen.

Aber das Pflichtgefühl für die ihm übertragene Aufgabe, dem die gereifte Überlegung hilfreich zur Seite stand, besiegten solche Anwandlungen jedesmal wieder.

Mittlerweile gingen die Jahre herum und die Zeit rückte nahe heran, in der die Zöglinge ihrem Hofmeister entwachsen sein würden und einer höheren Ausbildung zugeführt werden mußten.

Der Hofrat gedachte aber keineswegs, den braven Erzieher nun einfach im Stiche zu lassen, und zwar umsoweniger, da er wußte, daß der junge Mann mittellos und vereinsamt im Leben stand. Die Neigung desselben zum Kriegerstande war dem Hofrat natürlich nicht fremd und darauf baute er nun seine freundlich unterstützenden Pläne.

Diese Bemühungen des gütigen Herrn blieben nicht lange erfolglos, denn als sich durch seine Vermittlung der Feldzeugmeister und zweite Vorsteher des Kriegsbauwesens, Freiherr de Bohn, mehrere Zeichnungen und schriftliche Aufsätze Unterbergers vorlegen ließ, fand er so großes Gefallen daran, daß er sofort versprach, dem begabten Jünglinge die Zukunftswege nach dessen Neigung bahnen zu helfen.

Dieses Versprechen erfüllte dieser hohe Herr auch in kürzester Zeit, indem er Unterberger als Kondukteur (Fähnrich) beim Ingenieur-Korps anstellte, mit der

Weisung, daß er seinen Posten am 25. März des nächstfolgenden Jahres 1758 antreten möge.

Als Hofrat Greller dem Unterberger diese Nachricht überbrachte, wurde er Zeuge einer so aufrichtigen stürmischen Freude, wie er sich nicht erinnern konnte, sie jemals in seinem Leben gesehen zu haben.

Der junge Mann lachte und weinte in einem Atem, er wußte kaum, ob er wache oder träume und es wirklich glauben dürfe, daß sich nun die höchste Sehnsucht seines Lebens erfülle.

O wie gerne wäre Poldl jetzt zu einem Freunde, einem vertrauten Bruder geeilt, in dessen Herzen sein überströmendes Entzücken jubelnden Wiederhall gefunden hätte.

Aber er wußte keinen in diesem Leben, dem er so offen und vertraulich nahen konnte; und da wandte sich das mitteilsame, einen Freund suchende Herz nach oben, denn in das Land der seligen Geister war jener eingezogen, bei dem er, wie sonst nirgends, das rechte Verständnis für seine Freude gefunden hätte.

„Gelt, mein guter Heinrich," grüßte ihn der junge Mann in seinen Gedanken, „es wird dir schon ein guter Geist von deinem Poldl erzählen, daß er nun wirklich Soldat wird und für die große Kaiserin kämpfen kann. O schaue herunter und freue dich mit mir. — Und, gelt, meiner Mutter sagst du es auch, sie soll nur getrost sein, es wird schon etwas Rechtes aus mir, und wenn der liebe Gott meine Seele zu Euch in den Himmel ruft, dann sollen sie auf Erden einen braven Soldaten begraben." —

Mit ungeteiltem, aufrichtig begeiſtertem Herzen ſchwur Leopold Unterberger ſeiner Kaiſerin den Fahneneid, und als er nach dieſem feierlichen Akte wieder allein in ſeiner Stube ſaß, zog er die ſilberne Kapſel mit dem Bilde der Monarchin hervor.

Er betrachtete es lange und als er das Kleinod wieder unter ſeinen Kleidern verbarg, erglänzten ſeine Augen in feuchtem Schimmer, während die Lippen leiſe ſprachen:

„Jetzt, hohe Frau, meine Kaiſerin, trage ich erſt mit freiem, gutem Gewiſſen deine koſtbare Gabe. Der liebe Gott hat mich wirklich zum großen, kräftigen Manne erwachſen laſſen, und treu will dir derſelbe das Gelöbnis des „kleinen" halten." —

Unterbergers militäriſche Laufbahn begann in ſtürmiſchen Zeiten, denn der preußiſche König hatte abermals den Frieden gebrochen und die Öſterreicher und Preußen kämpften bereits wieder im zweiten Jahre miteinander, ohne Ausſicht auf ein baldiges Ende der blutigen Fehde, die ja auch wirklich erſt im Jahre 1763 ihren Abſchluß fand.

Auch Unterberger zog mit in den Krieg und erhielt bei der Belagerung von Glatz die Feuertaufe.

Er bewies in dieſem Kampfe ſolchen Mut und ſolche Tapferkeit und gab ſeinen Kameraden ein ſo aneiferndes Beiſpiel echter Soldatentreue, daß er dafür im Auguſt 1760 zum Unterleutnant befördert wurde.

Aber dieſer für den jungen Mann ſo erfreuliche Fortſchritt blieb keineswegs der einzige während des

siebenjährigen Krieges, denn schon im Oktober 1762 erfolgte seine Ernennung zum Oberleutnant.

Zugleich mit dieser neuen Beförderung erhielt Unterberger auch die seinen Fähigkeiten und besonderen Anlagen entsprechende Anstellung als Adjutant bei dem Feldzeugmeister und General-Prodirektor des Genieweſens Ferdinand Philipp Grafen von Harsch.

Unterberger war kein Mensch, der seine Zerstreuung und Erholung in der Außenwelt, in Gastwirtschaften und bei lärmenden Vergnügungen suchte, aber die Sehnsucht nach einer wohlgeordneten Häuslichkeit, nach einem trauten Heim, machte sich immer mehr und mehr geltend, besonders dann, wenn er, von den Berufspflichten ermüdet zurückkehrend, seine einsame Stube betrat.

Der junge Adjutant bewarb sich daher um die Hand eines braven, sittsamen Mädchens. Dasselbe war die Tochter Isidor Sartoris, der in Wien die Stelle eines k. k. Kabinetskuriers bekleidete.

Am 23. Jänner 1763 fand in dem k. k. Waisenhause am Rennweg in Wien die Vermählung des Leopold Unterberger mit Anna Maria Sartori statt. Der feierliche Trauakt wurde von dem hochwürdigen Pater Parhamer vollzogen.

Unterbergers häusliches Glück war durch diese Heirat in schönster Weise begründet worden, und die Freude des jungen Paares wurde noch erhöht, als ihnen ein Töchterlein geschenkt wurde, welches am 17. November 1763 das Licht der Welt erblickte.

Die Kaiserin Maria Theresia, welche ihren getreuen Unterberger öfters in Audienz empfing, übernahm zur

unsäglichen Freude der Eltern bei dem neugebornen Kindlein die Patenstelle.

Die k. k. Kammerfrau Elisabeth de Joanetti wohnte an Stelle der Monarchin der heiligen Taufe bei, in der das Mägdlein die Namen „Maria Theresia Elisabeth“ erhielt.

Vier Jahre später folgte dem kleinen Mädchen ein Schwesterlein nach, welches „Maria Wilhelmine Josefa Agnes“ getauft wurde, und beide Kinder wetteiferten nun, den guten Eltern durch ein fröhliches Gedeihen an Seele und Leib immer mehr Freude zu machen.

Unterberger pries sich jeden Tag glücklich, daß ihm ein so treues Weib und so herzige Kinder beschert worden seien, und durch den Besitz dieser köstlichen Schätze angespornt und gehoben, konnte er seinem militärischen Berufe um so eifriger dienen.

XXI. Kapitel.

Unterbergers weitere Beförderung. Tod der Kaiserin.

Im Jahre 1770 wurde Unterberger durch den Feldmarschall Fürst Wenzel von Liechtenstein zum Professor der Mathematik mit dem Range eines Hauptmannes ernannt, und damit begann für den unermüdlich tätigen Mann in seinem Berufe eine Zeit stiller, aber segensreicher wissenschaftlicher Wirksamkeit.

In diesen Jahren schrieb er zahlreiche mathematische Abhandlungen und Lehrbücher und verstand es vorzüglich, seine Zuhörer für die Sache zu begeistern und ihnen dieselbe so gewinnend darzustellen, daß sie zeitlebens dafür ein reges Interesse behielten.

Unterbergers nächste Rangerhöhung erfolgte im Jahre 1775, in dem er von Kaiser Josef II., dem Sohne und Mitregenten Maria Theresias, zum Major befördert wurde. Auch übertrug ihm der Kaiser den Unterricht in der Mathematik und im geometrischen Zeichnen des Erzherzogs Maximilian. An diese Ernennung reihte sich in Kürze der ehrenvolle Auftrag, dem Erzherzog Franz, nachmaligem Kaiser von Österreich, Unterricht in der Artilleriewissenschaft zu erteilen.

In diese Zeit, in das Jahr 1776, fiel die Geburt der jüngsten Tochter Unterbergers. Dieselbe wurde in

der Domkirche zu St. Stephan auf den Namen „Maria Joſefa“ getauft, wobei die k. k. Kammerfrau Maria Chriſtine von Lanz im Namen Ihrer Majeſtät der Kaiſerin Maria Thereſia als Taufpatin zugegen war.

Dieſe abermalige hohe Auszeichnung erfüllte Unterberger mit unausſprechlicher Freude, und die ihm dadurch bewieſene Huld der geliebten Monarchin würde gewiß ſeine Treue und Ergebenheit für ſie noch mehr befeſtigt haben, wenn eine Steigerung dieſer Gefühle überhaupt noch möglich geweſen wäre.

Leider konnte ſich der Kaiſerin jüngſtes Patenkind in der Familie Unterberger nicht lange des irdiſchen Lebens ihrer hohen Gönnerin freuen, denn im Herbſt 1780 erkrankte Maria Thereſia in bedenklichſter Weiſe, und es war nicht die Geneſung, ſondern der Tod, welcher die erhabene Frau von ihren qualvollen Leiden erlöſte.

Maria Thereſia, welche gewünſcht hatte, daß ihr Leichnam in einem einfachen, prunkloſen Kleide ausgeſtellt werden ſollte, verbot ſich bekanntlich auch jede Leichenrede, aber der Ruf der Klage und des Jammers ging wie aus einem Munde als die ergreifendſte Trauerrede durch alle Länder Öſterreichs.

Für Unterberger bedeutete der Tod der Kaiſerin nicht allein den Verluſt der Landesmutter, der Regentin, ſondern er ſah in ihr den Leitſtern ſeines ganzen Daſeins erblaſſen, der ihm ſchon in ſeiner Kindheit zum beſtimmenden Schickſale geworden war und ihn endlich auf eine ruhmvolle Lebensbahn geführt hatte.

Jetzt wußte der edle Mann das Gelöbnis unverbrüchlicher Treue, welche er der Geſchiedenen geſchworen *hatte, nicht* beſſer zu betätigen, als daß er dem Nach-

folger der hohen Frau die gleiche Liebe und Ergebenheit weihte.

Doch Unterberger besaß neben der Treue für Kaiser und Reich auch in seinem Fache seltene, weit umfassende Kenntnisse, die man im Lande wohl zu schätzen und zu würdigen wußte.

Die Errichtung eines Bombardierkorps, welche im Jahre 1786 stattfand, mußte als eine vorzügliche Neuerung im Geschützwesen bezeichnet werden. Es wurden dazu auf Anregung des General-Artilleriedirektors Graf Josef Colloredo die bei den Regimentern eingeteilten Ober- und Unterfeuerwerker und Bombardiere nebst den erforderlichen Offizieren in Wien zu einem Korps zusammengezogen, um in allen jenen Wissenschaften, die für die Artillerie von Bedeutung sind, unterrichtet zu werden. Behufs Ausgestaltung dieser höheren Artillerieschule wurde Unterberger von Kaiser Josef II. zum Kommandanten berufen und ihm zugleich der Rang eines Oberstlieutenants verliehen.

Unterberger leitete dieses Korps, als dessen Lehrer in der Mathematik Vega berufen wurde, mit großer Klugheit und Umsicht. Es erfreute sich bald der größten Achtung im ganzen Heere und bildete auch die Pflanzstätte, aus der alle höheren Artillerieoffiziere hervorgingen.

Im Felde hatte das Bombardierkorps die Aufgabe, die Haubitzen, Mörser und Belagerungskanonen zu bedienen und mit den Feuerwerkskörpern zu laborieren. Natürlich gelangte es dadurch für die Kriegsführung zu großer Bedeutung.

Unterberger ging in seinem Berufe vollständig auf, er lebte mit ungeteilter Hingabe den zahlreichen An-

forderungen seines oft schwierigen und verantwortlichen Amtes, während er in seinen Mußestunden die anregendste und liebste Erholung im Kreise seiner kleinen Familie fand.

Die Vergangenheit erschien dem Manne vielfach wie ein langer, verklungener Traum, und da er gewohnt war, jene, die er in seinen Kinder- und Jünglingsjahren am meisten geliebt und verehrt hatte, im Jenseits zu grüßen, machte der Gedanke, daß er möglicherweise, ja sehr wahrscheinlich auch in diesem Leben noch nahe Verwandte besitze, nur sehr wenig Eindruck auf ihn.

Unterberger wußte nicht, ob sein Vater noch lebte, und hatte auch niemals versucht, dies in Erfahrung zu bringen.

Der düstere Schatten, der sich in seiner Kindheit zwischen ihn und den Vater gedrängt hatte, war nicht nur mit in das Jünglingsalter, sondern auch in das Mannesleben herübergezogen, und Unterberger kämpfte vergebens, denselben zu bannen.

Dieser Schatten wehrte ihm auch den Weg nach der Heimat, bis endlich sein Kind zum Vermittler wurde und die trennenden Schranken zerbrach.

XXII. Kapitel.

Die Krankheit des Kindes.

Die jüngſtgeborene Tochter Unterbergers, Maria Joſefa, welche ihrem Vater am ähnlichſten ſah und auch ſeinen lebhaften Geiſt geerbt hatte, war der Liebling von Eltern und Schweſtern. Wie groß war daher ihre Sorge, als die Kleine von einer in der Stadt herrſchenden Scharlachepidemie ergriffen wurde.

Die Krankheit trat gleich anfangs ſehr heftig auf; die Ärzte glaubten den troſtloſen Eltern keine Hoffnung mehr machen zu dürfen, denn die bedenklichen Symptome mehrten ſich in erſchreckender Weiſe, und auch heute ſchien der Kranken wieder eine böſe, ruheloſe Nacht beſchieden zu ſein.

Die Mutter war bis zum Tode ermattet und mußte ſich unbedingt einige Stunden Schlaf und Erholung gönnen, wollte ſie nicht das eigene Leben ſchließlich gefährden, aber trotzdem verließ ſie die Krankenſtube erſt dann, als der beſorgte Vater ſelbſt die Nachtwache bei dem fiebernden, faſt bewußtloſen Kinde übernahm.

Unterberger vollzog ſein Amt wie die zärtlichſte Mutter und betrachtete das kranke Mädchen mit wachſender Angſt.

Ach, wie heiß die Stirne ſeines Lieblings brannte, wie laut und pfeifend der Atem flog; ſtarr und un-

heimlich glühte der Blick, als schaute das Auge schon in ferne, unbekannte Welten hinein.

War das Kind wirklich ohne Rettung verloren? — Würde sich der Tod nicht seine Beute noch einmal entreißen lassen? Erbarmte er sich vielleicht des jungen, erblühenden Lebens? — Oder stand er etwa gar schon grinsend an der Seite des Lagers, sich noch an der Ohnmacht und Pein seines sicheren Opfers weidend, um ihm dann schon in der nächsten Minute den letzten Odem des Lebens erbarmungslos zu rauben? — —

Langsam entschwanden die Stunden der Nacht; das Kind lag jetzt wider Erwarten meistenteils ruhig, nur ab und zu nach Erfrischung der trockenen Lippen verlangend, oder ächzend die Lage des Körpers verändernd.

Der Vater saß regungslos zu Häupten des Bettes, und während sein leibliches Auge unverwandt jede Bewegung der Kranken bewachte, zogen an dem seines Geistes die buntesten Bilder vorüber. Sie kamen aus den verschiedensten Gefilden, aus den fernsten Zeiten daher.

Unterberger dachte daran, wie man ihm vor beinahe zehn Jahren dieses Wesen, das jetzt, dem Tode nahe, vor ihm in den Kissen lag, zum erstenmale auf die Arme legte. O welch überfließende Liebe hatte sogleich für dieses spätgeborne Pfand einer glücklichen Ehe seine Seele durchflutet.

Ja gewiß, es war ein wunderbares, heiliges Empfinden, diese Zusammengehörigkeit zwischen Eltern und Kindern. Es gab wohl auf Erden kein festeres Band.

Der Mann dachte weiter, an die eigene Mutter *dachte er jetzt.* All ihre Liebesbeweise, ihre zärtliche

Sorge, fielen ihm ein, wie unermüdlich sie schaffte, für die Geschwister und ihn; und wie traut und heimlich es war, wenn sie noch abends plaudernd an seinem Bette saß und die Schwestern und Brüder rundherum schliefen. Da hatte er doch die Mutter am liebsten. —

Ach Mutter, arme Mutter! Was mußte sie gelitten haben, als ihr Kind sie heimlich verließ, als es in die weite fremde Welt entlief, ihres blutenden Herzens nicht achtend? —

Ach ja, der Mutter blutendes Herz! — Wahrlich, das begriff er erst jetzt in dieser nächtlichen Stunde, in der sich sein eigenes in ähnlichen Schmerzen krümmte und wand.

„Gott verzeih' mir mein Tun!" seufzte der Mann, „ich erfasse es erst heute, was ich meiner armen Mutter für ein schweres Leid zugefügt habe."

Aber besaß er denn nur eine Mutter? — An ihrer Seite lebte doch jener große, kräftige Mann, der all ihre Mühe und Sorge mit dem gleichen Interesse geteilt hatte und den er und seine Geschwister „Vater" nannten.

In diesem Momente verzogen sich die Züge des kranken Kindes in schmerzlichster Weise, es jammerte laut und angstvoll beugte sich Unterberger über das Lager hernieder, voll Sorge bemüht, die Peinen des Mädchens zu lindern.

Der quälende Anfall ließ auch in kurzer Zeit wieder nach; die Kleine öffnete jetzt ihre fieberglänzenden Augen und ein Strahl der Freude flog über das schmale Gesicht. Sie hatte den Vater erkannt.

„Vater!“ flüſterten kaum hörbar, ihre brennenden Lippen; doch dieſes eine Wörtlein hatte genügt, um das laut pochende Herz des Mannes mit freudiger Hoffnung zu beleben.

Das Kind hatte ihn deutlich erkannt, ſeine Augen blickten nicht mehr ſo irre und fremd, und auch die Stimme erinnerte an den gewohnten, traulichen Klang.

„Schlaf, mein Liebchen,“ ſagte leiſe und zärtlich der Vater, „es wird dich erquicken und ſtärken und morgen früh biſt du wieder mein geſundes, munteres Mädchen, gelt?“

Das Kind ſchlief wirklich jetzt ein, und es war anſcheinend ein ruhiger, ſchmerzloſer Schlummer. —

Vor dem wachenden Vater ſtand jetzt ein Bild, ſo ſcharf und beſtimmt, als verdanke es ſein Entſtehen nicht einer längſt vergangenen Zeit, ſondern einem Erlebnis von geſtern.

Als kleines Büblein lag auch Unterberger einſt im Bette. Er hatte ſeine Kameraden holen wollen, damit ſie ihm hülfen, gegen die Feinde der Landesmutter zu kämpfen, und dieſer Ausflug brachte ihm ſchweren Schaden. Todkrank war er nach Hauſe gekommen und hatte für viele Tage das Bewußtſein verloren. Aber eines ſah er doch ſo hell wie die liebe Sonne. Er wußte das heute noch, ei freilich wußte er es. So etwas vergißt man nicht, es war nur durch die Ereigniſſe des ſpäteren Lebens und durch das eigene trotzige Herz zurückgedrängt worden.

Doch jetzt ſtand es wieder klar vor ihm. So wie jetzt ſein armes, todkrankes Mädchen war er damals im nächtlichen Dunkel gelegen, nur ein mattes Lämpchen hatte die Stube ſpärlich erleuchtet. Er ſchlief nicht, aber ſeine Mattigkeit war ſo groß, daß er kein Glied zu rühren vermochte, und da beugte ſich plötzlich ein Antlitz über das ſeine, ſo nahe, daß er den heißen Atem verſpürte und unwillkürlich die müden Augen aufſchlagen mußte. Da war es der Vater und recht ernſt und bekümmert war ſein Geſicht. Ihn aber hatte es ſo herzlich gefreut, daß er den Vater ſah, denn es war ihm zumute, als ſei er lange, unermeßlich lange, fern von der Heimat geweſen, aber nun wäre er endlich wieder zurückgekehrt und das erſte, das er von ſeinen Lieben erblickte, war der gütige Vater. Und dann hörte er deutlich, wie der Vater ſagte: „Gott ſei tauſendmal gelobt und geprieſen! Ich glaube, der Poldl hat mich erkannt. Nun können wir hoffen.“ —

Laut aufſtöhnend barg der ſtämmige Krieger ſein Antlitz in die Kiſſen neben dem ſchlummernden Mädchen; und lange lag er ſo, doch als er ſich wieder erhob, leuchtete auf ſeinen Zügen dankbare Freude.

Endlich war er von dem beengenden Drucke, der ſo viele Jahre auf ſeiner Seele laſtete, befreit und erlöſt und der düſtere Schatten, der zwiſchen ihm und dem Vater geſtanden, war gewichen.

So wie er jetzt um das gefährdete Leben ſeines Kindes bangte und litt, ſo hatte auch um ihn einſtmals ſein Vater gefürchtet und gelitten.

Das ergriff und versöhnte den Sohn. —

Am nächsten Morgen erklärte der behandelnde Arzt, daß das kranke Mädchen gerettet sei. Die Krisis war glücklich überstanden.

Mit dankbarem Jubel vernahmen die Eltern diese freudige Nachricht und Unterberger wurde dadurch in seinem Entschlusse, den er in der jüngstvergangenen Nacht gefaßt hatte, nur noch mehr bestärkt und befestigt.

Er wollte nach Strengberg reisen, und gäbe Gott, daß sein alter Vater noch lebte; er sollte seinem entlaufenen Poldl verzeihen und sich freuen, daß etwas Rechtes aus ihm geworden sei.

XXIII. Kapitel.

Frau Unterbergers Tod.

Unterberger, rasch und entschlossen, wenn es galt, ein unwiderrufliches Vorhaben in die Tat umzusetzen, wollte in möglichst kurzer Zeit die Heimat besuchen, doch bevor es ihm möglich war, sich den dazu erforderlichen Urlaub auszuwirken, erkrankte seine Frau.

Jetzt war wohl an keine längere Reise zu denken, denn diese Krankheit war der Anfang einer langen Reihe von bangen Tagen und Wochen, in denen das Befinden Frau Unterbergers immer ein schwankendes blieb, bis schließlich das Leiden eine so ungünstige Wendung nahm, daß ihm der geschwächte Körper erliegen mußte.

Im schönsten Lebensalter, kaum 46 Jahre alt, ging die treue Gattin und Mutter ihren Lieben in eine bessere Heimat voran.

Unterberger sah zu seinem größten Schmerze sein schönes Familienglück zerstört. Er war jetzt die einzige Stütze seiner drei Töchter, von denen die jüngste noch im zartesten Mädchenalter stand und gar schwer die liebe Mutter entbehrte.

Wie gerne hätte der Vater das Trauerjahr still und zurückgezogen im Kreise seiner guten Kinder ver-

lebt, aber sein Beruf als Soldat gönnte ihm keineswegs die Erfüllung solcher Wünsche.

Nach einer langen Friedenszeit rüstete ja die österreichische Heeresmacht wieder zum Kriege, da Kaiser Josef II. genötigt war, an dem im Jahre 1787 ausgebrochenen russisch-türkischen Kriege an Seite der Russen teilzunehmen.

Auch Unterberger zog mit in das Feld, doch bevor er seine Pflicht als Soldat mit gewohnter Tapferkeit erfüllte, war er bemüht, seinen Töchtern für die Zeit seiner Abwesenheit eine ruhige Zufluchtsstätte zu verschaffen.

Ein sicheres Haus und treue Hüter sollten seine Kinder bewahren, und da fiel dem grübelnden Manne das Kloster Seitenstetten ein, jene Stätte, dessen feste Mauern seine junge Tatensehnsucht einst als hemmende Fesseln gefühlt hatte, hinter denen aber jetzt seine teuersten Güter wohl am geborgensten leben würden.

Daß Unterberger diesen Einfall lange überlegt oder erst bei dem Abte des Klosters angefragt und um gütige Antwort gebeten hätte, dazu war in jenen bewegten Tagen wohl nicht Zeit und so reiste der Vater, schnell entschlossen, aufs Geratewohl mit seinen drei Kindern nach Seitenstetten ab. Er dachte voll Zuversicht, daß ihm doch nur der liebe Gott diesen Gedanken in die Seele gelegt habe und gewiß auch den Sinn der gütigen Mönche zur Barmherzigkeit stimmen würde.

Das Vertrauen Unterbergers wurde durch die bereitwilligst gegebene Erfüllung seiner Bitte auf das schönste belohnt, indem die hochwürdigen Patres den

verlaſſenen Kindern in den Mauern des Stiftes gerne ein Obdach gewährten.

In jenen Zeiten waren auch die Verhältniſſe des Kloſters für die Erfüllung einer ſolchen Bitte gewiß weit günſtiger als jetzt, wo durch die Erweiterung der Lehranſtalt und die dadurch bedingte größere Anzahl von Mönchen und Dienſtleuten jeder Raum des weitläufigen Gebäudes ſeine Beſtimmung hat. Damals war mancher Trakt des Kloſters wenig benützt oder wurde von Stiftsbeamten mit ihren Angehörigen bewohnt, bei denen wohl auch die Kinder Unterbergers Verpflegung fanden.

Die Töchter Unterbergers blieben volle drei Jahre im Kloſter Seitenſtetten und noch heute wird dort aus jener Zeit ein von ihrem Vater eigenhändig geſchriebener Brief aufbewahrt, deſſen Wortlaut hier mit Beibehaltung der Schreibweiſe folgt:

Hochwohlgebohrner, hochwürdiger Herr Prälat!

Von meinen Kindern habe ich vernommen, daß Euer Hochwürden wieder glücklich von Wien zurückgekommen ſind und ſich wohlauf befinden, woran ich herzlichen Antheil nehme. Ich meines Ort bin in dieſer Campagne ebenfalls gottlob ſtets geſund verblieben, ungeachtet wir manches nicht kleines Ungemach überſtehen mußten und noch zu überſtehen haben. Aber alles dieſes verſchmerzt man noch gerne, wenn man nur geſund iſt.

Ob man uns ſchon vor einigen Wochen alle Hoffnung machte, daß der Friede mit unſeren hieſigen Nachbarn ſchon faſt ſo viel als richtig ſeye, folglich wir von dießen verwunſchenen Gegenden bald erlößet werden würden, ſo hat es wenigſten bis izt noch kein An-

ſcheinen dazu. Wir ſind faſt aller Orten zu ſchwach, nachdem der Gros-Vezier nun ſeine Armee beyſammen hat, die ſich über 60.000 Mann erſträcket, ohne was von denen Türken in Micgſel, Widdin, Mißa und anderen Orten vor Trouppen ſtehen. Die unglücklich ausgefallene Belagerung von Geurgiov des Prinz Coburg hat Ihnen wieder Muth gemacht. Es würde aber ganz anders nun ausſehen, wenn wir damals im May Widdin hätten belagern dürfen, wozu alles in der Vollkommenſten Bereitſchaft und bey unß alles voller Muth, der Feind hingegen voll Furcht war. Eyferſucht machte unßer wohl veranſtaltetes Vorhaben hintertreiben und nun verſpürt man die Folgen davon. Gott gebe, daß ſie nur nicht übler werden.

Prinz Coburg mußte ſich mit ſeiner Armee bis Bukareſt zurückziehen, da der Gros-Vezier mit ſeiner ganzen Macht auf ihn losgehet. G. Clerfait ſtand mit ſeinem Corps bei Caraul in der kleinen Wallachey noch etwas ober Widdin. Obſchon die Türken von Widdin ſchon mehr mal verſuchten, über die Donau zu gehen und ihn anzugreifen, ſo hat er ſie doch bisher noch immer ſo glücklich als tapfer und mit vielem Verluſt abgewieſen. Die untere Spitze der über vier ſtundenlangen Inſel Oſtrova iſt von unß mit einer Schanz und mit Canonen beſezt, um dem Feind die Fahrt auf dem Fluß zu verbieten. In der Eraina (eine kleine Provinz in Servien am Timol Fluß, ſo der Mutter des Gros Sultan zugehöret) ſtehet H. g. Leonardo nur mit einigen Battaillons bey Gravſoiga, wird aber nicht im Stande ſeyn, ſich daſelbſt gegen ein beträchtliches Corps Türken, welches

über den Timol kommen kann, zu erhalten, sondern sich entweder in die Wallachey hinüber oder gegen Orsova herauf zu retiriren. Hier in Orsova haben wir uns so gut wie möglich in Verfassung gesezt, um einen jähen Überfall gehörig zu empfangen. Ich mußte mich schon den 24. Juny mit der Belagerungsartillerie aus der Wallachey hierher retiriren, weil damals der Feind in die Craine eingefallen war und bis auf $1^1/_2$ Stund von unß streifte, viele Dörfer verwüstete und die Inwohner theils niedermachte, theils in die Gefangenschaft führte. Der glückliche Erfolg, welchen Gen. Clerfait den 26. Juny gegen die Türken bei Calefat hatte, machte sie die Craine wieder verlassen. Ich erwarte alle Tag Befehle, was ich ferneres mit meiner Belagerungsartillerie machen solle. Kurz, es ist alles in kritischen Umständen, die den Frieden noch etwas verzögern dürften. Doch muß sich alles bald entscheiden.

Anbey habe ich die Ehre, Euer Hochwürden, die Punkten zu schicken, welche die ungarische Nation dem König Leopold* vorgeleget hat. Sie werden daraus ersehen, wie weit die Vermessenheit, Raserey und Unsünn zu gehen im stand ist. Ich bedaure unßeren weisen, gütigen und menschenfreundlichen König unendlich und empfinde wirklich an statt seyner.

Ich versichere Euer Hochwürden als ein ehrlicher Mann, daß so ein geringer Mensch ich auch bin, ich dennoch unter so schändlichen Bedingungen nicht König von Ungarn seyn möchte.

* Kaiser Josef II. starb am 20. Februar 1790, worauf sein Bruder Leopold die Regierung Österreichs übernahm.

Schließlichen empfehle ich Euer Hochwürden meine Kindern zu ferneren Gnaden, in der sicheren Hofnung, Hochdieselben dießen Winter noch verläßlich einer überlast, welche sie Ihnen der Zeit her machen mußten, zu entledigen und meine Dankbarkeit für die genossenen Wohlthaten persönlich abzustatten. Ich habe die Ehre mit der vollkommensten Hochachtung zu seyn

Euer Hochwürden

Gehorsamster und ergebenster

L. Unterberger, Oberst.

Festung Orsova, den 2. August 1790.

In dem geographischen Kabinett des Stiftes Seitenstetten werden auch zwei von Unterberger entworfene Situationspläne der Hauptpunkte im türkischen Krieg aufbewahrt. Es sind gute Handzeichnungen in Farben mit Terrain in Grundrißmanier mit blassen Schraffen. Die eine Zeichnung bietet den „Plan und Profils der türkischen Festung Orsova", die andere einen „Prospekt der serbischen Hauptfestung, wie sie von der Seite von Semlin aus dem Observatorio S. M. Kaiser Josef II. anzusehen war". Beide Zeichnungen stammen aus dem Jahre 1788 und sind, wie die Bemerkung auf der letzteren besagt, von Unterberger nebst zwei anderen (von der Weterauischen Höhle und von Giorvro)* dem Stift aus Dankbarkeit für die dreijährige Verpflegung seiner Kinder während des Feldzuges geschenkt worden.

* Diese zwei fehlen und dürften, wie der Kustos des Kabinetts, Professor P. Josef Schock, meint, einmal ausgeliehen worden sein.

XXIV. Kapitel.

Krieg mit den Türken.

Am 9. Februar 1788 erklärte Kaiser Josef II. als Verbündeter Rußlands dem Erbfeinde den Krieg.

Fünf getrennte Heeresabteilungen, zusammen 160.000 Mann, wurden in das Feld gestellt und aus ihnen auf einer Strecke von fast 200 Meilen ein Grenzkordon gebildet. Dazu kam noch die 60.000 Mann starke Hauptarmee, die der Kaiser selbst befehligte.

Die Soldaten waren vortrefflich ausgerüstet und glühten voll Begeisterung, für den Kaiser, der wie ein Vater für sie sorgte, zu siegen oder zu sterben, und dennoch verlief das erste Kriegsjahr unheilvoll und der Kaiser konnte sich nicht des ersehnten Glückes erfreuen, eine siegreiche Entscheidungsschlacht geschlagen zu haben.

Oberstlieutenant Unterberger ward dem Korps des Fürsten Karl Liechtenstein zugeteilt und leitete besonnen und umsichtsvoll das Belagerungsgeschütz, mit dem man die Festung Türkisch-Dubizza erobern wollte. Dreimal suchte man sie zu nehmen, aber jedesmal war der Angriff vergeblich.

Da erkrankte Liechtenstein, und nun übertrug der Kaiser das Kommando über die kroatische Armee dem General Loudon. Jetzt war der richtige Mann für diese schwierige Aufgabe gewonnen.

„Es lebe der Vater Loudon!“ erscholl es allenthalben im Heere, und neubelebt und voll Kampfesmut wurde von ihm die Festung wieder bestürmt und am 25. August endlich zur Übergabe gezwungen. Bald darauf wurde dann auch Novi genommen.

Die Eroberung dieser beiden festen Plätze und die von Choczim und Schabary waren aber leider die einzigen Erfolge des Krieges und wiegen weitaus die großen Opfer nicht auf, die er dem Kaiser an Mannschaft und Geld gekostet hatte.

Glücklicher war die Nordarmee im Feldzug 1789. Die Nachrichten von den Siegen der Russen bei Fokschani und an der Rymna wirkten ungemein aufmunternd auf die Österreicher. Loudon, der auch hier wieder an der Spitze stand, erblickte in der Eroberung von Belgrad das würdigste Ziel für seine Soldaten und darum verlegte er dorthin die Stärke der Armee.

Am 13. September begann die Beschießung der stolzen Festung Belgrad.

Das Feuer auf dieselbe war schrecklich. Es glich, sozusagen, einem förmlichen Wirbel, da ein Schuß von dem andern nicht unterschieden werden konnte. Bomben und Kanonenkugeln durchkreuzten sich wie jähe, verderbliche Blitze in diesem entsetzlichen Kampfe.

Glänzend bewährte sich jetzt das Bombardierkorps und Unterberger als der Kommandant desselben erwarb sich durch die Genialität seiner Entwürfe und Taten die Bewunderung und Anerkennung des ganzen Heeres.

Schon am 5. Oktober waren alle Kanonen der *Feinde zerstört*, und am 9. erfolgte die Übergabe der

Feſte. Die Kriegsbeute war ungemein reich, und als Loudon den Paſcha fragte, warum er die Feſtung trotz dieſer großen Vorräte ſobald geopfert habe, antwortete dieſer:

„Verzeihe, dein Name war meinen Leuten zu ſchrecklich. Dein Feuer zerſchmetterte die Felſen, die Kugeln deiner Kanonen flogen den Bewohnern auf der Straße nach, ich mußte ihrem wütenden Andrängen und ihrer Verzweiflung nachgeben.“

Nach dem Falle Belgrads belagerte Loudon die Feſtung Orſova. Unterberger, unter dem Kommando des FML. Grafen von Wartensleben ſtehend, zeigte ſich hier ſeiner Beförderung zum Oberſt des 2. Artillerieregiments, die am 19. Oktober anläßlich ſeiner Verdienſte bei Belgrad erfolgt war, vollkommen würdig.

Im darauffolgenden Jahre, als die Türken aus Krajowa gegen Widdin und Nikozales flohen, erhielt Unterberger im Kriegsrat den Auftrag, die Leitung des Geſchützes bei der Belagerung von Widdin zu übernehmen. Er gelangte mit demſelben auf der Donau ſchon bis zur Wallachei hinab, doch unterblieb die Belagerung, weil mittlerweile zu Siſtowa die Friedensunterhandlungen eingeleitet wurden.

Die Erfolge des türkiſchen Feldzuges entſprachen zwar infolge politiſcher Verhältniſſe nicht den Erwartungen, die man zu hegen berechtigt war, doch hatten die öſterreichiſchen Waffen auch hier, wo immer es zum Kampfe kam, ihren alten Ruhm behauptet, und einzelne Züge von Heldenmut, einſichtsvoller Entſchloſſenheit und aufopfernder Hingebung fügten neue Blätter in den nie welkenden Lorbeerkranz unſeres Vaterlandes.

Zu den Heldensöhnen dieses Krieges gehörte auch Unterberger. Doch während er die ungeschwächten Kräfte seines gegen Kriegsungemach jeglicher Art wohlgestählten Leibes und die wohlbedachten Beschlüsse seines scharfen Geistes vollständig in den Dienst des Vaterlandes stellte, schweiften seine Gedanken doch oft in die ferne Heimat.

Mit besonderer Zärtlichkeit gedachte er dabei seines Lieblings, der jüngsten Tochter, deren Gesundheit seit ihrer letzten schweren Krankheit noch nicht völlig gefestigt war.

Nach ihrer kaum erfolgten Genesung erkrankte ja die Mutter. Da nahm natürlich alle Sorge und Wartung diese in Anspruch, und darüber wurde bei der Kleinen unwissentlich vielleicht manches versäumt, wodurch sich ihre Erholung dann länger hinauszog.

Und wie ein Gut, das man bedroht sieht und zu verlieren fürchtet, uns erst recht teuer und unersetzlich erscheint, so glaubte auch Unterberger, für sein Kind nie eine so tiefgehende Neigung empfunden zu haben als damals. Es war ihm zumute, er wisse erst jetzt voll und ganz, wie mächtig doch die Vaterliebe das Herz gefangen halte.

Dieses Bewußtsein hatte zum erstenmale seine Seele ergriffen, als er die bange Nachtwache bei dem todkranken Kinde hielt, und es hatte auch das beglückende Wunder vollbracht, den dunklen Schatten, der so lange zwischen ihm und dem Vater gestanden war, zu verscheuchen.

Wenn jetzt Unterberger seines Vaters gedachte, so geschah es nur voll inniger Sehnsucht und mit dem *heißen Wunsche*, ihn noch lebend zu treffen.

Er plante feſt und entſchieden, ſobald der türkiſche Feldzug beendet ſein würde, ſogleich mit ſeinen Kindern die ſo lange gemiedene Heimat aufzuſuchen. Doch die Verhältniſſe vereitelten dieſe gemeinſchaftliche Reiſe, und der Sohn ſollte den Vater zuerſt allein begrüßen.

Kaum war Unterberger wieder nach Wien zurückgekehrt, ſo fanden verſchiedene Truppenverwechslungen ſtatt, und da traf es ſich, daß einer der höheren Offiziere, welche eine Abteilung Soldaten von Wien nach Linz begleiten ſollten, plötzlich erkrankte und Unterberger dafür einſpringen mußte.

Zwiſchen Wien und Linz aber liegt an der Reichsſtraße, welche ſtets zu ſolchen Märſchen benützt wurde, Strengberg, und in dieſem Ort ſollte ein Raſttag gehalten werden.

So brachte Unterberger ſein Beruf als Soldat zum erſtenmale wieder in die Heimat, die er um eben desſelben willen einſt verlaſſen hatte, zurück.

XXV. Kapitel.

Vater und Sohn.

Je näher Unterberger mit seinem Zuge der heimatlichen Gegend kam, um so größer wurde seine Erregung. Den voraneilenden Quatiermachern befahl er, sie sollten ihm in dem Hause des Fleischhauers Unterberger ein Unterkommen besorgen, und zwar bäte er den Besitzer, wenn möglich, das sogenannte „Rote Zimmer" ihm einzuräumen.

Die Quartiermacher, denen strenge verboten war, den Namen des Oberst zu nennen, entledigten sich gewissenhaft ihrer Aufträge, und kopfschüttelnd sah der alte Unterberger, der noch immer ein wenig im Hause und Geschäfte nachzusehen pflegte, den beiden Männern nach, indem er dachte:

„Also, ein Oberst verlangt ausdrücklich bei mir zu wohnen und das „Rote Zimmer" möchte er haben? — Sonderbar; es muß das wohl ein Bekannter sein; doch kann ich mich wahrhaftig auf keinen besinnen, und daß er noch dazu von dem „Roten Zimmer" weiß? — Merkwürdig genug, dasselbe wurde noch bei keiner Einquartierung vergeben. Aber dieser Herr Oberst soll es immerhin haben."

Und hernach tat der alte Herr sehr geschäftig, das

verlangte Zimmer blitzblank säubern zu lassen, auch erwärmt mußte es werden, denn die liebe Frühlingssonne betrieb das Zimmerheizen noch immer sehr flau.

Jedenfalls ging dem Peter Unterberger der angekündigte Gast ganz gewaltig im Kopfe herum, und dieser sollte ihm gewiß nicht nachsagen können, daß es etwa in seinem Hause nicht behaglich wohnen sei, da er nun einmal ausdrücklich dasselbe verlangte.

Am nächsten Tage, knapp nach dem mittägigen Aveläuten, hielten die angemeldeten Truppen ihren Einzug in Strengberg. Ein jeder der ermüdeten Krieger suchte so schnell als möglich das für ihn bestimmte Quartier zu finden, um dort behaglicher Ruhe zu pflegen und vor allem den gewaltigen Hunger zu stillen.

Der alte Unterberger stand spähend unter der geöffneten Eingangstüre seines Hauses und sah voll Spannung nach seinem Oberst aus.

Und sieh! Da kam ihm auch schon ein Buntrock schnurgerade entgegen, aber ein Oberst war das sicherlich nicht, sondern wie es sich herausstellte, ein schlichter Gemeiner, der ankam, mit allerlei militärischem Gepäck beladen. Es war der Dienstbursche des erwarteten Gastes, der meldete, daß sein Herr Oberst erst später komme und er hier auf ihn zu warten habe.

So blieb auch dem alten Unterberger nichts anderes übrig, als gleichfalls noch weiter auf den Oberst zu warten.

Dieser aber war, nachdem sich die Truppen von dem Sammelplatze in die Quartiere zerstreut hatten, zögernd stehen geblieben. Er mußte sich sammeln. Zu

mächtig ſtürmten die entfeſſelten Geiſter der Vergangenheit in ſeiner Seele auf und nieder und beſchworen die widerſprechendſten Empfindungen herauf.

Er ging die Straße entlang, vor den Ort hinaus, wo man weit über den gewaltigen Donauſtrom ſah. Dann kehrte er wieder zurück; von ferne ſah er das Vaterhaus liegen, vor demſelben noch das breite, maſſige Poſtgebäude mit den langen Steinbänken davor. O wie oft hatte er hier auf Heinrich Öttl gewartet!

Bevor Unterberger jetzt dieſen für ihn ſo bedeutungsvollen Stätten ganz nahe kam, winkte ihm noch eine andere zu. Es war der Ort, wo die Toten ſchlafen.

Der Oberſt öffnete beklommen die angelehnte Friedhofspforte. Er ahnte wohl im Weiterſchreiten, wohin ſie die Muter gebettet hatten, gewiß dorthin, wo alle mit dem Namen „Unterberger“ ruhten.

Und in wenigen Augenblicken ſtand der Sohn vor dem Grabe der Mutter. Weiße Maßliebchen blühten auf dem mit zartem Frühlingsgrün umſponnenen Hügel und nickten mit ihren hellen Augen dem Manne zu, als böte freundlich die Mutter dem Kinde den Gruß des Willkommens.

Im Hintergrunde aber leuchtete im Schein der hellen Nachmittagsſonne auf weißer, ſteinerner Platte mit goldener Schrift der Name: „Heinrich Öttl.“ —

Leopold Unterberger war ſeit Jahren gewohnt, dieſe beiden teuren Menſchen in den ſeligen Höhen zu grüßen und ſie dort, von jedem Leiden erlöſt, in Glück und Frieden zu wiſſen, ſo daß ihm ihr irdiſches Denkmal nicht das Gefühl jener troſtloſen Trauer *erwecken konnte*, die wohl das Herz überkommt, wenn

ihm der Gedanke noch ganz fremd und unfaßbar ſcheint, liebe Tote begraben zu müſſen.

„Ich ſehe euch wieder!“ rief es in des Mannes gläubiger Seele; dann kniete er nieder, vor dem Grabe der Mutter zu beten, und es kam über ihn, wie einſt in den Tagen der Kindheit.

„Mit der Mutter beten“, hatte ihm ſo oft Troſt und Ruhe gegeben, wenn es noch ſo ſtürmiſch in ihm tobte und das kleine Herz faſt zu zerſpringen drohte. Und jetzt gab ihm das Gebet an dem teuren Grabe wieder Frieden und Ruhe, denn es betete wohl die ſelige Mutter mit ihm. Und mit dieſen Empfindungen ging er, um den Vater zu ſuchen. Gott ſei gelobt! Sein Name ſtand nicht hier auf dem eiſernen Grabkreuz geſchrieben, er fand ihn wohl noch draußen im Leben. — — —

Der alte Herr Unterberger hatte es ſchließlich aufgegeben, an der Haustüre auf den Oberſt zu warten, und als derſelbe am ſpäten Nachmittag endlich erſchien, war er bei den Knechten in der Fleiſchkammer draußen.

Er wurde aber ſchleunigſt herbeigeholt, und er begrüßte den ſtattlichen Offizier voll herzlicher Freude.

„Nicht wahr,“ ſagte dieſer, „das rote Zimmer iſt bereitet für mich?“

Und ehe der Hausherr noch antworten konnte, war der Gaſt ſchon die Treppe hinaufgeeilt, rechts um die Ecke hinüber, ſchnurgerade dem roten Zimmer zu. Gar keinen Wegweiſer brauchte er.

Das kam dem Alten höchſt ſonderbar vor, doch ſagte er nichts, als er jetzt nachkam, um den Herrn Oberſt nach ſeinen Wünſchen zu fragen.

Dieſer erklärte, daß er jetzt einige Stunden ruhen wolle, für den Abend aber um einen kräftigen Imbiß bitte, auch eine Flaſche guten Weines nicht verſchmähe, wobei ihm aber der Hausherr Geſellſchaft leiſten müſſe.

„Zu Zweien ſchmeckt's beſſer," meinte der Oberſt, indem er freundlich den erſtaunten Alten entließ.

In der Küche wurde jetzt ein ſaftiger Braten nebſt allerlei leckerer Zukoſt geſchmort und juſt fing alles zum Garwerden an, als der Herr Oberſt ausgeruht hatte.

Derſelbe ließ ſich die vortrefflich geratenen Speiſen wohl ſchmecken, aber gemütlich und geſprächig wurde er doch erſt, als der alte Hausherr mit einigen Flaſchen vom Beſten daherkam, die er ſelbſt aus dem Keller heraufgeholt hatte.

„Bravo!" rief ihm der Oberſt entgegen, „jetzt bleibt nur gleich hier und füllt Euch das Gläschen."

So ſaßen die beiden Männer Auge in Auge und plauderten über dieſes und jenes, bis endlich der jüngere ſagte:

„Was iſt's, Herr Meiſter, Ihr ſeht gewiß auf ein bewegtes Leben zurück, erzählt mir doch ein wenig davon, mich intereſſieren die Geſchicke der Menſchen."

Dem alten Herrn gefiel die vertraute Weiſe des Gaſtes, daß ihm das eigene Herz dabei aufging und er offen aus ſeinem Leben erzählte, das freilich nicht arm an allerlei Abwechslung war.

Von ſeinem erſten Weibe ſprach der Hausherr mit beſonderer Liebe, was für eine prächtige Frau ſie geweſen ſei. Allerdings ſei ihm auch die Wahl der *zweiten Gattin* wieder geglückt, aber das unvergleich-

liche Wesen der Verstorbenen sei ihr eben von Natur nicht gegeben und darum dürfe man sie auch keinesfalls schelten.

Auch von seinen Kindern sprach Peter Unterberger, und als jetzt der Oberst fragte, was aus jedem derselben geworden sei, entrollte der alte Mann die verschiedensten Bilder.

Mit Namen führte er jedes einzelne an — er wurde kaum fertig mit der ansehnlichen Schar — drei, nein, vier schafften daheim im Gewerbe und besorgten die Wirtschaft, sonst wären sie ringsum in der ganzen Gegend verstreut und brächten sich auf verschiedene Weise durchs Leben. Die Mädchen hätten brave Männer gefreit, und der älteste Sohn sei ein würdiger Diener des Herrn und drüben in Ardagger Pfarrherr.

So hatte der Vater für jedes ein Wort. Gespannt und aufmerksam lauschte der Gast und jetzt stellte er fast schüchtern die Frage:

„Sind das alle, guter Hausherr? Habt Ihr nicht vielleicht einen Buben oder ein Mägdlein verschwiegen?"

Rasch sah der Gefragte auf und nach kurzem Schweigen seufzte er tief. Weiß Gott, wie es kam, dieser Oberst schien ihm schon bald so vertraut wie sein lieber Beichtvater zu sein, es war ihm nichts zu verschweigen. Einem andern hätte er wohl nie die folgende Antwort gegeben:

„Nicht wahr, Herr Oberst, Ihr habt da eine scherzhafte Rede getan, denn weil ich so viele Kinder habe, liegt es fast nahe, ich könnte mich nicht gleich auf alle besinnen. Und wirklich, ich habe Euch eines verschwiegen, nicht vergessen etwa, sondern mit Absicht

verſchwiegen. Ach, Herr, einen Jungen hatte ich noch, ein herziges Bürſchlein, den Poldl — — davongelaufen iſt mir der Schlingel, weil ich ihm's verwehrte, ein Soldat zu werden. Ich hätte es halt gar ſo gerne gehabt, daß er gleichfalls wie der ältere ein Prieſter werden ſollte. Ich meinte es ihm wirklich gut."

„Habt Ihr nie mehr von dem entlaufenen Knaben gehört?" fragte der Oberſt dazwiſchen. Er war nicht einmal verwundert über den Flüchtling.

„Nun ja," ſagte der Alte, „es ſchwirrte einmal ſo eine Rede herum, daß der Bube mit den Soldaten das Weite geſucht habe. Ich habe nichts darauf gegeben, und auch war der Zorn noch viel zu mächtig in mir. Ich dachte: „Will's der Lotter ſchon gar nicht anders haben, ſo mag er in der Fremde verderben."

„Wie nahm denn Eure Frau das Verſchwinden des Kindes auf?" fragte jetzt wieder der Oberſt.

„Ach Gott, meine Frau! Die war in allem ſo voll Gefaßtheit und Ruhe. Freilich hat ſie unzählige Tränen um ihren Poldl geweint, die Kränkung hat ihrer ſchwachen Geſundheit recht böslich getan, aber weder Zorn noch Verzweiflung konnten ihr an. Sie ſagte nur immer: „Mein Poldl iſt ein frommes Kind, ſein Schutzengel verläßt ihn nicht, denn aus Schlechtigkeit iſt er nicht in die Fremde gelaufen, ſein gutes, goldenes Herz trieb ihn hinaus und er kehrt ſicherlich wieder zurück."

Leopold Unterberger konnte ſeine tiefe Bewegung bei Erwähnung der Mutter kaum bemeiſtern. Er mußte ſie hinter Geſten und Fragen verbergen und ſo wandte er ſich wieder dem Hausvater zu.

„Was meint Ihr wohl, Herr Unterberger, wenn jetzt Euer verlorener Sohn wieder käme, und er wäre etwas Rechtes im Leben geworden, würdet Ihr seinen Gruß wohl in Liebe und Verzeihung erwidern?“

„O sprecht nicht so, bester Herr Oberst, ich sage Euch offen, wenn mein Poldl als der Ärmste im Lande erschiene, ich würde sein Kommen als das größte Glück meines Lebens betrachten. Ich bin mit den Jahren allgemach stiller geworden, nicht nur mit den Händen und Füßen, denen das Rasten und Feiern so wohl bekommt, sondern mit dem Denken und Fühlen halt auch. Über meinen Poldl habe ich manch liebe Stunde gedacht und gegrübelt. Ich sehe es ein, ich bin damals wohl gar zu scharf und hitzig gewesen. Ich war eben gewohnt, nach meinem Willen zu handeln und auch andere fügsam zu sehen. Ich wollte um jeden Preis des Buben Eigensinn brechen, denn daß ihm gar so ernst mit der Sache wäre, hätte ich nicht einmal im Traume geglaubt.

Man hätte wohl das Ding viel friedlicher beilegen können, hätte ich ihn zuerst ein wenig vertröstet und ihm dann später seinen Willen getan. Vielleicht wäre er wirklich ein braver Krieger geworden, und so ist er wohl elend zugrunde gegangen.“

„Aber glaubt Ihr nicht, lieber Hausherr, daß er in der Fremde doch gute Menschen gefunden haben kann, die für sein ehrliches Fortkommen sorgten?“ wandte der Oberst jetzt ein.

„Ach nein, das glaube ich nicht,“ sagte traurig der Alte, „wirklich rechtschaffene Menschen hätten das Kind wieder nach Hause gebracht. Seht, Herr Oberst, weil ich schon einmal darüber spreche — es tut mir

ordentlich wohl — das Leid um den Poldl gräbt sich immer tiefer in meine Seele hinein. Es ist ja mit dem Leben der Seele gerade so, wie mit den irdischen Sachen. Wenn man immer daheim ist, nimmt man es nicht so genau, in Schiebeläden und Schränken auf strenge Ordnung zu halten. Kunterbunt liegt da alles d'runter und d'rüber. Aber wenn man einmal eine weitere Reise tut, von der man möglicherweise auch gar nicht mehr zurückkommen könnte, dann läßt es einem doch keine Ruhe, bis man nicht in sämtlichen Kisten und Kasten schlichtende Umschau gepflogen und jeden Winkel durchstöbert hat. Ungehörige Dinge vertilgt und beseitigt man flugs und ruht sicherlich nicht eher, bis nicht alles in schönster Ordnung bereitet liegt. Dann erst zieht man mit ruhigem Herzen aus der Heimat hinaus und erquickt sich an den Freuden der Reise."

Zustimmend nickte der Oberst zur Rede des Alten, und dieser fuhr fort:

„Und gerade so geht es mit den inneren Räumen, mit dem Leben der Seele. In den jüngeren Jahren, wo man so recht auf Erden daheim ist und mit den weltlichen Geschäften und Sorgen so wichtig und ernsthaft tut, als sollte man ewig hier unten verbleiben, nimmt man es auch nicht gar so genau, ob doch im Herzen alles in entsprechender Ordnung ist. In mancher Ecke liegt da allerlei Wust, ungereimtes Zeug in Hülle und Fülle, das längst an die passende Stelle gehörte oder gar ohne Erbarmen hinausgefegt werden sollte. Aber das verschiebt man ohne viel Sorge von Jahr zu Jahr, bis dann endlich die Zeit kommt, wo man

gar dringlich an die große Reise gemahnt wird, von der man wirklich nicht mehr zurückkommt. Diese Reise wird einem schon allgemach recht, aber Ordnung möchte man früher schaffen, Ordnung in Seele und Herzen. Ich bin ja, Gott sei Dank, so ziemlich in Ordnung, habe nirgends im Herzen ein ungereinigtes Winklein belassen, nur der Stein — ach ja der Stein, der schwere Stein; seit dem Verschwinden des Kindes liegt er im Herzen. Ich bringe ihn nicht mehr von der Stelle, er wehrt sich und setzt sich und wird von Jahr zu Jahr schwerer. Ob ich meinen Poldl im Jenseits wohl finde und er mich dann barmherzig von dem Steine befreit? — Gott helfe dazu, sonst gäbe es ja kein Seligwerden für mich."

Immer bewegter war der Oberst bei der Rede des Alten geworden und jetzt vermochte er es nicht, sich noch länger in Ruhe zu halten. Alle Vorsätze, den Vater langsam auf das Wiedersehen vorzubereiten, waren vergessen. Er sprang auf, riß seinen Uniformrock auseinander und nestelte in fliegender Eile eine kleine Liebfrauenmedaille, die er neben einer flachen, silbernen Kapsel um den Hals gehängt hatte, zwischen den Kleidern hervor.

„Vater!" rief er aus, ich habe mich freilich verändert, aber da schau her, die Medaille, kennst du sie noch? Der seligen Mutter hat sie gehört." —

Der alte Mann hatte sich ebenfalls hastig von dem Sitze erhoben, doch mußte er sich mit raschem Griffe an der Stuhllehne stützen, und dem Gaste starrte er unverwandt ins Gesicht, sprachlos, mit keuchender Brust.

Hatte er denn nicht gleich dem Fremden in die Augen geſchaut? — Es gab doch nur ein einziges Paar auf der Welt, mit gleichem Ausdruck und Aufſchlag, ſo offen und klar. Und hatte ihn denn nicht ſofort der eigene Klang der Stimme ergriffen?

Und, Herr Gott, dieſe Medaille? Es gab doch auch wieder nur eine von ſolch beſonderer Form und ſeltener Arbeit, ein altes Familienerbſtück war's, und das hatte ſeine verſtorbene Frau ihrem und ſeinem Poldl um den Hals gehängt, als er zum erſtenmale in die Fremde zog. Und an derſelben Schnur die flache, ſilberne Kapſel, er wußte es genau, ſie barg der großen Kaiſerin Bildnis. —

Blitzartig zog dies alles dem alten Manne durch den Sinn, und ſeine zitternden Hände ließen die Stuhllehne los, ſie fanden eine andere, eine ſichere Stütze in den Armen des wiedergefundenen Sohnes.

XXVI. Kapitel.

Der Pfarrer und der Oberſt.

Die Nachricht von der Rückkehr des Unterberger Poldl, an den ſich die älteren Leute noch recht gut zu erinnern wußten, verbreitete ſich zuerſt als ein unbeſtimmtes Gerücht, dann aber mit Blitzesſchnelle als ein ſicher beſtätigtes Ereignis in allen Häuſern des Ortes.

Natürlich war die Aufregung über den „Oberſt Unterberger“ keine geringe, und allenthalben beſprach man voll des Verwunderns nicht nur ſein unverhofftes Erſcheinen, ſondern faſt noch mehr ſeine angeſehene Stellung.

Schulfreunde Poldls, die jetzt meiſt als behäbige Bürger und Handwerker im Markte ſaßen, kamen nach der Reihe, um dem alten Kameraden, den ſie immer lieb gehabt hatten, voll Teilnahme die Hand zu drücken und ſich ſtaunend zu freuen, daß ein ſo hoher Herr aus ihm geworden ſei.

Das hätte ihm wohl keiner prophezeit, und wenn ſie es auch dem Heimgekehrten nicht ſagten, ſo hatte doch weitaus die Mehrzahl ganz einig miteinander die Überzeugung gehegt, daß der entlaufene Junge verdorben und geſtorben ſein müſſe.

Der alte Unterberger ging heute so leicht und gering wie in seinen jungen Jahren über die Treppe, durch Zimmer und Haus. Auch schickte er sogleich einen Boten zu dem ältesten Sohne nach Ardagger, damit dieser ja nicht lange von der großen Freude des Hauses ausgeschlossen sei.

Den hochwürdigen Herrn packte es gewaltig, als er hörte: „Der verschollene Bruder ist da."

Unverzüglich ließ er sein flinkes Rößlein vor den leichtesten Wagen spannen, daß es ihn schnell nach Strengberg hinübertrage. Er konnte es kaum erwarten, sich mit eigenen Augen von dem unglaublichen Erscheinen Poldls zu überzeugen.

Und wirklich, als noch kaum der Wagen des Pfarrers vor dem Vaterhause hielt, kam auch der liebe Gast schon heraus. Ei, freilich mußte er's sein, und sieh, welch stattlicher Mann er geworden war und wie prächtig ihm die schmucke Uniform stand.

Nach dem Mittagessen, das sich durch Beiziehung lieber Nachbarn und Hausfreunde zu einem kleinen Familienfeste gestaltet hatte, saßen beide Brüder allein im traulichen Gespräche zusammen.

Ach wie jung, fast noch Kinder waren sie gewesen, als sie sich hier zum letztenmale im elterlichen Hause sahen. Zwischen damals und heute lag vieles dazwischen.

Jetzt waren sie Männer mit faltigem Antlitz, und bei einem jeden zogen sich Silberfäden durch das gelichtete Haar.

Sie waren beide in ehrenvollen Ämtern ergraut; der eine hatte voll Hingebung Gott, der andere mit seltener Treue dem Kaiser und Reiche gedient. Sie sahen

mit Freude auf ein tätiges Leben zurück, doch fühlte dabei ein jeder noch lebhaft die ungebrochene Kraft in ſich, in ſeinem Berufe weiterzuſchaffen.

Leopold berichtete jetzt dem Bruder die wechſelvollen Ereigniſſe ſeiner Vergangenheit, ſeit jenem Tage, an dem er aus dem Kloſter geflohen und mit den Soldaten gezogen war.

Joſef fand bei dem Anhören dieſer Erzählung mehr als einmal Gelegenheit, das Walten der Vorſehung, die ſeinen Bruder ſichtlich beſchützt und geleitet hatte, laut zu bewundern, und als Leopold geendet hatte, erwiderte er:

„Sieh, lieber Bruder, als ich dir damals ſo eifrig zuredete, dich dem Willen des Vaters zu fügen, gabſt du mir endlich zur Antwort, ich würde mich ſicher gleichfalls wehren, wenn mir jemand ſagte, ich müſſe Soldat ſtatt Prieſter werden. Da bin ich nun ſtille geweſen, denn dieſe Rede hat mir ganz plötzlich deine Handlungsweiſe im richtigen Lichte gezeigt. Ich ſtellte mir vor, du habeſt den „Soldaten“ ſo lieb, wie ich den „Prieſter“ und konnte dir nicht mehr unrecht geben. Als ich dann hörte, du ſeieſt entlaufen, bin ich wohl heftig erſchrocken, aber ſo ganz unbegreiflich und unentſchuldbar ſchienſt du mir nicht. Nur haſt du mir ſo unſäglich leid getan, weil ich meinte, du müßteſt draußen in der Welt, ohne Mittel und Freunde, elend zugrunde gehen. Ich habe nie verſäumt, dich täglich in mein Gebet einzuſchließen, und als ich zum Prieſter geweiht wurde, erflehte ich voll Inbrunſt die Gnade Gottes für dich, mochte ſie nun dem Lebenden oder Toten zugute kommen. Und während ich mich ſo um dich ängſtigte,

haſt du voll Glück und Mut Stufe für Stufe eines ehrenvollen Berufes erklommen. Wahrlich, deine kühne Flucht hat dir nur zum Heile gedient."

„Ich danke dir, Joſef, für deine Liebe und dein frommes Gedenken," ſagte der Oberſt bewegt, „und wenn du da meinſt, meine Flucht habe mir zum Heile gereicht, ſo haſt du freilich nicht ſo unrecht damit, aber glaube mir, ich gäbe viel, ſie ungeſchehen zu machen. Die Erinnerung an eine ſolche Torheit ſchleppt ſich wahrhaftig ſchwer genug durch das ganze Leben mit. Als ein unverſtändiger Junge war ich freilich mit meinem Seelenkampfe bald fertig und glaubte, im vollen Rechte zu ſein, dem Willen des Vaters zu trotzen. Und da ich mein Ziel nicht anders zu erreichen vermeinte, ſo lief ich einfach davon. Aber vom unverſtändigen Knaben bin ich allgemach zum Jüngling gereift, der die Sache ſchon etwas tiefer bedachte. Freilich, bei der guten Frau Siegwart habe ich ſo traut und ſorglos gelebt wie bei der lieben Mutter daheim. Da habe ich das ernſte Nachdenken noch nicht ſo recht in Übung bekommen. Aber, Bruder, als mir jener Fleiſcherburſche von dem Tode unſerer Mutter erzählte, haben ſich meine Augen geöffnet. Immer weiter und klarer ſind meine Blicke geworden, und ich ſah mit erſchreckender Deutlichkeit, daß ich durch meine Flucht das Recht auf die Heimat für immer verloren hatte. O du ahnſt die Qualen nicht, die mir damals das Herz zerriſſen. Ich ſchien mir der Mörder unſerer teuren Mutter zu ſein."

„Armer Bruder!" ſagte Joſef voll Mitleid, „o wäreſt du doch zu uns gekommen. Der Vater war nach dem Tode der Mutter ſo ſanft wie ein Kind, er hätte dich

gewiß nur mit Liebe begrüßt und dir volle Verzeihung gewährt. Und wir hätten dir alle gesagt, wie die Mutter nur immer voll Güte und Vertrauen deiner gedachte."

„Ach Josef, ich wäre damals wohl eher in die Donau als nach der Heimat gegangen. Ich bildete mir ein, ihr fluchtet mir alle, und nie hätte ich mich wieder in die Nähe von Seitenstetten gewagt, da ich die Güte der edlen Mönche so schlecht vergalt. Die Liebe meiner Pflegemutter war mein einziger Trost, und als auch diese mich verlassen hatte, ihre Verwandten mir die Türe wiesen und ich nun gar nicht wußte, wohin ich mich wenden sollte, sind mir Verzagtheit und Trauer so nahe zum Herzen gekrochen, daß ich wirklich meinte, das Sterben wäre schon das Beste für mich. Aber der Mensch bäumt sich doch wieder, trotz aller Mutlosigkeit, gegen das Leid, so viel er nur kann. Und jagt ihn dasselbe noch so sehr in das Dunkel hinein, er findet doch schließlich wieder ein lichtes, freundliches Plätzchen, wo er ausruhen kann. Mich hat endlich das Bewußtsein getröstet, daß ich doch um keine schlechte Sache die Heimat verließ, wenn mich auch jetzt um dieses Streiches willen ein so hartes Schicksal ereilte. Und wenn mir jetzt auch alle Pläne, die ich als Knabe für das Heil des Landes ersann, albern und töricht erscheinen mußten, das Gefühl selbst, die Liebe für die Landesmutter war mir unvermindert im Herzen geblieben. Diese trug und erhob mich und durch sie fand ich auch gute Pfade des Lebens."

„Trieb es dich nicht später nach der Heimat, als du doch schon in fester Stellung warst und zeigen konntest, du habest dein Ziel erreicht?" fragte jetzt Josef.

„Ja, wenn ich die Mutter noch in eurem Kreise gefunden hätte, gewiß, aber jenen Schatten, der unentwegt zwischen mir und dem Andenken an den Vater stand, konnte ich nicht bannen. Er ließ mir auch das Bild der Heimat allmählich erblassen. Und nie fiel mir ein, daß sich etwa der Vater nach mir sehnen könne. Ich ahnte ja nicht, wie tief die Liebe des Vaters für sein Fleisch und Blut im Herzen wurzle. Das erfuhr ich erst durch die Pein der eigenen Seele, als ich bei meinem todkranken Kinde die Nachtwache hielt. Doch das weißt du ja alles, lieber Bruder, aus meiner Erzählung schon. Jetzt möge in Gottes Namen jedes Leid der Vergangenheit begraben sein. Ein rechter Soldat grübelt darüber nicht lange. Wir wollen der Gegenwart und der Zukunft leben, und wie freue ich mich, euch in kurzer Zeit meine lieben Kinder bringen zu können."

Der Rasttag, den Oberst Unterberger mit seinen Soldaten in Strengberg hielt, wurde freilich viel zu kurz, aber die Freude, welche er in das Haus Unterberger gebracht hatte, blieb darin wohnen. Und sie erhöhte sich noch, als sich der Oberst im darauffolgenden Sommer einen längeren Urlaub nahm. Diesen verlebte er mit seinen Töchtern in Strengberg bei Vater und Geschwistern, und der alte Zauber der Heimat machte ihn wieder zum jungen Manne, der keines der trauten Plätzchen der Kindheit, nun begleitet von den eigenen Kindern, unbesucht ließ. Natürlich mußte da auch der Großvater mit.

Für den alten Unterberger war ja die Rückkehr des Sohnes ein heller Sonnenstrahl, der freundlich seine letzten Lebenstage verklärte.

Und es waren wirklich seine „letzten". Fast schien es, als hätte der hochbetagte Mann mit seiner großen Reise nur gewartet, bis sein Poldl käme, damit ihn dabei ja kein ungeordnetes Flecklein im Herzen beunruhigen könne.

Schon im Herbste desselben Jahres kamen allerlei Beschwerden des Alters, die Peter Unterberger auf das Krankenbett warfen und nicht wieder aufstehen ließen. Den Winter überlebte er noch, doch in den ersten Frühlingstagen des nächsten Jahres wurde der alte, hochverdiente Mann, tiefbetrauert von seinen Angehörigen und Freunden, zur ewigen Ruhe bestattet.

Leopold gereichte es zum wohltuendsten Troste, daß der Vater nicht unversöhnt mit ihm aus dem Leben geschieden war. Der Oberst wurde der Heimat nicht mehr fremd, er blieb fortan mit den Mönchen in Seitenstetten und seinem Bruder Josef in regem Verkehre. Dieser verwaltete bis zu seinem Tode, der im Jahre 1820 erfolgte, die Pfarre Ardagger.

XXVII. Kapitel.

Die Franzosenkriege.

In den nächsten drei Jahren war Unterbergers Hauptsorge, das ihm untergeordnete 2. Artillerie-Regiment immer mehr auszubilden, und bald sollte er Gelegenheit finden, die Früchte seines Eifers und seiner unermüdlichen Tätigkeit zu ernten.

In Frankreich war die Revolution ausgebrochen. König Ludwig XVI., der Gemahl Maria Antoinettens, einer Tochter Maria Theresias, wollte sich durch die Flucht aus seiner unwürdigen Lage befreien, wurde aber daran verhindert. Nun forderte Kaiser Leopold II. in einem Zirkularschreiben die europäischen Großmächte zum Schutze des französischen Königs auf.

Schon rüstete man in Österreich und Preußen wie in Frankreich zum Kriege, als Leopold II. im März 1792 plötzlich starb. Sein Sohn und Nachfolger, Franz II., war entschlossen, auf der von seinem Vater betretenen Bahn fortzufahren, und erklärte sich in einer Nota an Frankreich gegen die Absichten und Ränke einer blutdürstigen und wütenden Partei, deren einziger Zweck doch nur sei, die Freiheit des Königs, die Erhaltung der monarchischen, sowie jeder anderen geregelten Verfassung und die Beobachtung der heiligsten Verträge zu *verhöhnen.*

Die Forderungen Österreichs an Frankreich waren: Die Gestaltung der Monarchie, die Zurückstellung der geistlichen Güter, die Wiederherstellung des Besitzstandes und der Rechte der deutschen Fürsten im Elsaß, die Rückgabe von Avignon und Venaissin an den Papst.

Frankreich wies diese Forderungen zurück, und Ludwig XVI. erklärte, von seinen Ministern gezwungen, am 20. Juni des Jahres 1792 Österreich den Krieg.

So wurde die Fehde zwischen Frankreich und Österreich und dem mit ihm verbündeten Preußen eröffnet.

Die Hoffnung der Verbündeten, der Revolution schnell Herr zu werden, wurde getäuscht, und der Feldzug 1792 endete mit einem resultatlosen Rückzuge.

Da rief die Hinrichtung Ludwigs XVI. durch die französische Schreckensregierung und deren Drohung, ganz Europa zur Revolution zu entflammen, allgemeine Entrüstung hervor und vereinte im Jahre 1793 fast alle Mächte zum Kampfe gegen die französische Republik.

Die österreichischen Heere in den Niederlanden drangen unter Führung des Prinzen Josias v. Coburg siegreich vor, am Oberrhein aber, wo der österreichische Feldherr, Graf Dagobert Wurmser, ein wackerer Elsässer, und der preußische Feldherr, Ferdinand v. Braunschweig, kommandierten, errangen die Verbündeten nur sehr wenig Vorteile.

Unterberger, seit 5. März 1793 General-Major, war beauftragt worden, das Kommando über das zur Belagerung von Valenciennes bestimmte Geschütz zu übernehmen. Er traf am 19. April im Hauptquartiere des Prinzen v. Coburg ein, und da man erkannte, daß das auf dem Wege befindliche Geschütz zu den ver-

schiedenen Belagerungen nicht genügen würde, wurde Unterberger von dem Prinzen nach Gravenhaag geschickt, um von dort das Fehlende herbeizuschaffen.

In Gravenhaag aber erhob man allerlei Bedenken und Schwierigkeiten, da man doch die Festungen des Landes nicht des Geschützes ganz entblößen dürfe.

Dennoch setzte Unterberger, unterstützt von dem Prinzen von Oranien, seine Forderung durch und erstattete schon am 11. Mai dem Prinzen von Coburg Bericht von dem günstigen Erfolge seiner Sendung.

Das gesamte aus Österreich und Holland kommende Belagerungsgeschütz wurde in Ath aufgestellt.

Die Franzosen, nach dem Gefechte bei Raimers, wo ihr Führer Dampierre tödlich verwundet wurde, in ihr verschanztes Lager bei Famars zurückgetrieben, wurden dort entschieden geschlagen. Gleich darauf wurde auch die nahe Festung von Valenciennes von den kaiserlichen und englischen Truppen eingeschlossen. Der Herzog von York und der Feldzeugmeister Ferraris waren die Befehlshaber des Belagerungsheeres.

General Unterberger, Oberst Froos und der Major Devaux vom Ingenieurkorps entschieden nach genauen Erhebungen und Erwägungen, am 30. Mai die Vorstadt von Marly bis zum Tore von Mons zum Angriffe zu wählen. Unterberger traf hierauf die notwendigen Anordnungen, bestimmte die Zahl der Batterien, ihre Bauart, den Ort, wo sie aufgestellt werden sollten, und den Schießbedarf für die ersten sechs Tage.

Am 14. Juni wurde die Festung aufgefordert, sich zu ergeben, und als eine abschlägige Antwort *erfolgte, eröffnete* man sofort das Bombardement. In

kurzer Zeit ſtand die Stadt allenthalben in Flammen, die jedoch von den Feinden ſehr bald wieder unterdrückt wurden. Dieſelben waren ſehr überraſcht, daß ſie von der gegen Mons gelegenen langen Fronte und nicht von der ſchmalen der Zitadelle her angegriffen wurden, brachten ſchnell ihre Geſchütze dorthin und erwiderten den Angriff der Öſterreicher mit einem heftigen Kanonen- und Bombenfeuer. Tag für Tag wiederholte ſich nun das fürchterliche Schauſpiel des Kampfes der zwei gleichmutigen und widerſtandsfähigen Armeen.

Unterberger aber war die Seele der k. k. Artillerie. Er beſtimmte die Aufſtellung der Batterien, die Art der zu verwendenden Geſchütze, ſorgte für die Bedienung derſelben, wußte Rat, als die Munition auszugehen drohte, und ließ, beſonders in der Nacht, Bomben und Glühkörper in die Feſtung und in die Stadt ſchleudern. Ein großer Teil derſelben lag ſchon in Aſche, die Bürger drangen auf Übergabe und konnten nur mit Mühe beruhigt werden.

Ein Ausfall der Feinde wurde zurückgeſchlagen, und Überläufer meldeten, daß ſich die Feſtung nicht mehr lange halten könne. Den Höhepunkt dieſes wilden Schauſpieles erreichte es aber erſt dann, als auch die zwei engliſchen Batterien mit den kaiſerlichen verbunden wurden, und nun 27 Batterien und 138 Geſchütze Tod und Verderben ſpien.

Weithin erdröhnte der Boden unter dem fürchterlichen Gebrüll des Kanonendonners, in Rauch und Staub waren Feſtung und Stadt gehüllt, gewaltige Trümmer löſten ſich von den Mauern los, und es barſten ganze Strecken von den Bruſtwehren und Mauerverkleidungen. Ein Batterie-Magazin flog in die Luft,

und mit gräßlichem Geprassel bohrten sich die Kugeln in die Dächer und Wände, während die Stadt an vielen Orten lichterloh brannte.

Selbst die Kaltblütigsten fingen an, ihre Fassung zu verlieren, aber dennoch vermochte sich die Festung bis zum 25. Juli zu behaupten. Erst an diesem Tage konnte man es wagen, zur Sprengung der gelegten Minen und zum Sturme zu schreiten, und zwar sollte dies in dem schützenden Dunkel der Nacht ausgeführt werden. In drei Angriffssäulen wurde der Sturm unter beständigem Feuern der von Unterberger befehligten Batterien unternommen.

Um 9 Uhr nachts sprang die erste der großen Druckminen und vernichtete, dem Ausbruche eines Vulkans gleichend, alles, was in ihrem Bereiche lag. Mit demselben Getöse explodierten bald darauf die zweite und dritte Mine und erschütterten weithin die Erde.

Ungestüm rückten nun die Angriffskolonnen vor, übersprangen die Schanzpfähle, drangen mit den Bajonetten auf die Feinde ein, töteten die im verdeckten Wege Stehenden oder warfen sie in die Festungsgräben und setzten sich in den Außenwällen fest. Es verlautet, daß die Feinde in dieser Nacht 1300 Mann verloren haben, während die Angreifer nur 200 an Toten und Verwundeten zählten.

Nun galt es noch die Eroberung der Hauptwerke, und dorthin ließ jetzt Unterberger am 26. Juli die Batterien feuern und hieß sie erst dann wieder schweigen, als der Festungskommandant um Waffenruhe bat, um über Bedingungen zur Übergabe der Festung beraten

können.

Am Abend des 27. Juli kamen Abgesandte der Franzosen und schlugen ihre Bedingungen vor. Sie wurden jedoch von den Verbündeten zurückgewiesen und von diesen andere mit dem Bedeuten gestellt, daß im Falle der Nichtannahme ohne Rücksicht auf weitere Vorschläge das Bombardement fortgesetzt würde. Da verstand sich der Festungskommandant, General Ferrand, zur Annahme der Bedingungen.

Die Garnison erhielt freien Abzug, mußte aber vor dem Tore die Waffen strecken, die Pferde abgeben und sich verpflichten, nicht mehr gegen die Verbündeten zu kämpfen.

Unterberger wurde zur Übernahme des bedeutenden eroberten Artilleriegutes beordert. Es wurden übergeben: 175 Geschütze verschiedener Art, 60.000 Kugeln, 1050 Granaten, 670 Bomben, 4546 Feuergewehre, 2828 Zentner Pulver, 7800 Stück Patronen und 152 Fäßchen mit Infanterie- und anderen Patronen.

Damit endete dieser denkwürdige, an furchtbaren Szenen reiche Kampf des schweren Geschützes, in dem sich durch nahezu sechs Wochen zwei ebenbürtige Heere maßen und dessen schließlicher Erfolg zugunsten der Verbündeten nur dem Mute und der Ausdauer der k. k. Artillerie unter Unterbergers wackerer Führung zu verdanken war.

Der Kaiser lohnte die Verdienste des ausgezeichneten Mannes mit dem Ritterkreuze des Maria Theresien-Ordens.

Der Krieg wurde von den Verbündeten mit wechselndem Erfolge fortgeführt, wobei Unterbergers Verdienste bei der Belagerung von Quesnoy besonders erwähnt werden müssen.

Übrigens erfüllten sich während der Fortdauer des Krieges keineswegs jene Erwartungen, zu denen man nach den ersten Erfolgen berechtigt sein konnte.

In dem Feldzuge des Jahres 1794 ruhte die Last des Krieges, wenn auch nicht dem Namen nach, so doch in der Wirklichkeit ganz auf Österreich. Im April erschien der Kaiser selbst bei der Armee, um ihren Mut aufs neue anzufeuern.

Unterbergers Tatkraft, Ausdauer und Geschicklichkeit erglänzte in dem über die Franzosen bei Landrecy erfochtenen Siege wieder im schönsten Lichte.

Aber nach einigen errungenen Erfolgen wandte sich das Kriegsglück der Österreicher wieder. Der Prinz von Coburg verlor im Juni die Schlacht bei Fleury gegen den französischen General Gourdon und mußte zurückweichen, daher sich auch die Preußen unter Möllendorf und das zweite österreichische Heer, das Freiherr von Malas befehligte, über den Rhein zurückziehen mußten.

Nun drangen die Franzosen ungehindert in Holland ein und machten es zur batavischen Republik.

Die österreichische Armee erhielt vom Kaiser Franz II. den dringenden Auftrag, Holland zu sichern und dazu die besten Regimenter und tüchtigsten Offiziere zu verwenden. Aber trotzdem diese mit glühendem Eifer der gestellten Aufgabe entgegengingen, war es doch unmöglich, den Einfall der Franzosen aufzuhalten, und die Österreicher mußten sich unverrichteter Dinge wieder zurückziehen.

Auch Unterberger war zu diesem Kriegszuge befehligt worden, und aus jener Zeit stammt auch das wunder*schöne Gebet*, welches er in später Nachtstunde in

Hadamar an der Els in Naſſau niederſchrieb. Dieſes Gebet gibt ein beredtes Zeugnis von der echten, kindlich ergebenen Frömmigkeit dieſes ſeltenen Mannes und beſtätigt jenes treffende Wort, daß der Glaube demjenigen am beſten ſtehe, der zugleich hochgebildet im Wiſſen iſt. Das Gebet wurde nach dem Tode Unterbergers nach der Original-Handſchrift auf Veranlaſſung ſeiner Freunde abgedruckt und folgt hier in genauem Wortlaute:

„O Herr und Erſchaffer des ganzen Weltalls! Ich danke dir, daß du mich zum Menſchen gemacht und mit Vernunft begabt haſt, um deine Herrlichkeit ſo weit zu erkennen, als du ſie uns Menſchen zu kennen für gut findeſt; ich danke dir für alles, was mir in meinem Leben hindurch wohlbehaget hat und noch alle Tage wohlbehaget, denn du biſt ja der Geber alles Guten. Ich danke dir aus der Fülle meines Herzens, daß du mir Stärke genug gegeben haſt, manches mir aufgeſtoßene Übel glücklich zu überſtehen, denn du prüfteſt ja nur meine Ergebung in deinen göttlichen Willen. Ich laſſe mir deinen höchſten Willen gefallen, denn du biſt ja der Weiſeſte und weißt alſo am beſten, was mir gut iſt. Gebe mir nur deinen Willen zu erkennen, denn derſelbe ſoll auch jedesmal der meinige ſein. Amen.“ Hadamar, den 7. Jänner 1793, Abends um 11 Uhr.

Die dritte Teilung Polens, die ſich damals vorbereitete, führte zu neuen Mißhelligkeiten zwiſchen Öſterreich und Preußen. Letzteres ſchloß endlich am 5. Auguſt 1793 mit Frankreich den Separatfrieden zu Baſel. Auch die norddeutſchen Fürſten traten jetzt vom Kriege zurück.

Der Kaiſer aber ſetzte mit ſeinen Truppen und denen der ſüddeutſchen Fürſten, unterſtützt von Piemont, Eng-

land und Rußland, den Krieg gegen Frankreich fort. Dieſer Feldzug konnte aber erſt, da die Truppen zu ermattet waren, ſpät im Jahre 1795 eröffnet werden.

Luxemburg mußte ſich dem Feinde ergeben, Mannheim fiel durch Verrat in deſſen Hände, Mainz wurde von Jourdan blockiert.

Dem öſterreichiſchen Feldherrn Clerfait gelang es, das Blockadierkorps der Franzoſen zu ſprengen, und bald wurde von Wurmſer Mannheim am 22. November wieder gewonnen.

Auch hier erwarb ſich General Unterberger große Verdienſte, welche auch ſchriftlich durch einen Bericht des Generals der Kavallerie, Grafen Wurmſer, datiert vom 12. November 1795, beſtätigt wurden. Dieſer Bericht liegt im k. u. k. Kriegsarchiv in Wien.

Kaiſer Franz II. gab ſeiner Anerkennung der Verdienſte Unterbergers, der bereits im Jahre 1794 in den Freiherrnſtand erhoben worden war, auch dadurch Ausdruck, daß er ihm das Kommandeur-Kreuz des militäriſchen Maria Thereſien-Ordens verlieh.

XXVIII. Kapitel.

Unterbergers letzte Lebensjahre und Tod.

Nach den geschilderten Ereignissen leistete Unterberger noch zwei Jahre Kriegsdienste und mußte zu seinem größten Leidwesen für die kaiserlichen Truppen manche schlimme Wendung der Dinge sehen. Dieselben vollzogen sich durch die Ausführung der Pläne Carnots und das Auftreten des gewaltigen Kriegshelden Bonaparte und fanden endlich im Oktober 1797 durch den Frieden von Campo-Formio ihren Abschluß.

Im Jahre 1798 wurde Unterberger als Feldmarschall-Lieutenant von der Armee nach Wien berufen, damit er dort als Mitglied der Hofkommission, die unter dem Feldzeugmeister Baron Alvingy stand, durch Vorschläge für die Verbesserungen der Feuergewehre wirke. Er entledigte sich dieser Aufgabe mit solchem Geschicke, daß er am 15. August 1803 zum Vize-Vorsteher des Haupt-Zeugamtes ernannt wurde.

An diese Auszeichnung reihten sich bald noch andere an. Im Jahre 1804 wurde ihm das 4. Artillerie-Regiment übertragen, worauf bald seine Ernennung zum Lehrer der Mathematik für den Kronprinzen, Erzherzog Ferdinand, erfolgte. Auch wurde ihm von dem ruhmgekrönten Erzherzog Karl der ehrenvolle Auf-

trag zuteil, in ähnlicher Weise, wie für die Artillerieschulen, auch für die Offiziere der anderen Waffengattungen Lehrbücher zu schreiben.

Mit Freude unterzog sich Freiherr von Unterberger, obgleich er schon im 70. Lebensjahre stand, dieser Aufgabe, und seine mit Fleiß und seltener Sachkenntnis geschriebenen Bücher trugen nicht wenig zur gediegenen Ausbildung der Offiziere bei.

Im Jahre 1809 waren die Franzosen zum zweitenmale für einige Zeit die Herren der Stadt Wien. Im k. k. Zeughause hantierten französische Feuerwerker, und da Unterberger bemerkte, wie diese bei der Verarbeitung des Pulvers zu Werke gingen, eilte er voll Angst vor einem möglichen Unglücke zum Divisions-General Lariboissière mit der dringenden Bitte, den Arbeitsplatz auf die Schottenbastei zu verlegen, was auch wirklich in kürzester Zeit geschah.

Wie begründet aber die Furcht Unterbergers war, zeigte sich bald, indem wenige Tage nach der Verlegung des Arbeitsplatzes die Bewohner Wiens durch einen donnerähnlichen Knall erschreckt wurden.

Der Pulvervorrat von 2000 Zentnern hatte sich entzündet, und die Arbeiter wurden durch die nachfolgende Explosion getötet.

Welch ein namenloses Unglück würde über jenen Stadtteil, in dem das Zeughaus liegt, hereingebrochen sein, wenn dort nach dem ersten Plane die Verarbeitung des Pulvers stattgefunden hätte.

Während dieser Belagerung durch die Franzosen wurde Unterberger auch Kriegsgefangener, doch bald wieder ausgewechselt.

Ein sprechender Beweis, daß sich Freiherr von Unterberger bis an sein Lebensende der wohlverdienten Huld und Gnade des Kaisers erfreute, ist wohl der, daß er als ein Greis von 79 Jahren, am 4. September 1813 zum wirklichen General-Feldzeugmeister ernannt wurde.

Das war die letzte Würde, die ihm von seinem irdischen Herrn und Regenten zugeteilt wurde. Er freute sich derselben voll berechtigten Stolzes und verlebte, gepflegt von zärtlicher Kindesliebe, die letzten Tage seines Lebens in ungetrübter geistiger und körperlicher Frische und vergegenwärtigte sich oft in der Erinnerung die mannigfachen Ereignisse seines bewegten Lebens.

In den ersten Tagen des Februar 1818 erkrankte Unterberger und er verhehlte sich keinen Augenblick, daß es nun das letzte Einrücken gelte.

Und marschbereit, unerschrocken und willig, wie er stets in seinem irdischen Berufe als braver Krieger gewesen war, ebenso war es Unterberger auch jetzt in seiner Eigenschaft als gläubiger, allezeit in den Willen Gottes ergebener Christ.

Ein langes Siechtum blieb dem wackeren Manne erspart, denn wenige Tage schon nach seiner Erkrankung hauchte er am 9. Februar 1818 seine edle Seele aus.

Unter feierlichem Gepränge wurde der Leichnam Unterbergers auf dem St. Marxer Friedhofe beerdigt. Ein Denkmal mit seinem wohlgetroffenen Bildnisse und folgender Inschrift bezeichnet seine Grabesstätte.

„Hier ruhet die Asche des Leopold Freiherrn von Unterberger, General-Feldzeugmeisters, Kommandeurs des militärischen Maria Theresien-Ordens und Inhaber

des 4. Artillerie-Regiments. Geboren den 21. Oktober 1734, betrat er 1758 die ehrenvolle Laufbahn des Kriegers und diente stets mutvoll im Felde und weise im Rate unter vier Herrschern dem österreichischen Staate mit unerschütterlicher Treue. Nach einem höchst tätigen Leben verschied er am 9. Februar 1818 mit der größten Seelenruhe, dem sprechenden Bürgen seines tadellosen Wandels. Sein Ruhm lebt in seinen hinterlassenen Schriften und in seinen hierdurch würdigen und dankbaren Zöglingen beim österreichischen Artilleriekorps fort."

Diese inhaltsvolle Grabschrift, und wenn auch sonst von Leopold Unterberger gar nichts bekannt wäre, spricht zu den Herzen der Nachwelt wohl laut und deutlich genug, daß ihm diese für alle Zeiten ein ehrenvolles, lebendiges Andenken schuldig sei.

Wer so wie Unterberger in unwandelbarer Treue dem Kaiser und dem Vaterlande dient und ihnen nicht nur die Kräfte seines Leibes, sondern auch das Wissen und Können seines Geistes bis in das höchste Greisenalter weiht, dem gebührt wohl ein begeistert Lied vom „braven, edlen Mann".

Am schönsten ehrte das Andenken des Feldzeugmeisters Unterberger seine jüngste Tochter Maria Josefa, die unvermählt in Wien am 17. Dezember 1855 starb.

Ihr aus demselben Jahre stammendes Testament wird in einer ämtlich beglaubigten Abschrift in der Familie Unterberger in Strengberg aufbewahrt. Die erste Bestimmung desselben aber lautet:

„Vor allem bestimme ich, nachdem der Militärstand meines Herrn Vaters die Grundlage meiner Existenz
d meines Vermögens ist, 6000 Gulden österr. Währ.

4% C. M. Staatsschuldverschreibungen zu einer Stiftung für zwei von väterlicher Seite oder beiden Eltern verwaiste Offizierstöchter der k. k. Artillerie."

Hierauf werden verschiedene Wohltätigkeitsanstalten in namhafter Weise bedacht, für Verwandte und Dienstboten ansehnliche Legate und für liebe Freunde sinnig gewählte und kostbare Andenken bestimmt.

Gewiß hätte die Tochter ihrem Vater kein schöneres Denkmal setzen können, als sie es durch ihre letztwillige Verfügung über ihr namhaftes Vermögen getan hat. Stets wird ja das Andenken Unterbergers, eines Freundes der Armen, in der Erinnerung dankbarer Menschen fortleben.

Und auch die Liebe zur Mathematik, die unseren Feldzeugmeister zu einem Gelehrten von Ruf auf diesem Gebiete machte und sein Lebensglück begründen half, lebt fort in einem seiner Urgroßneffen, einem Lehrer dieser Wissenschaft und, seinem Ahnen gleich, Zögling der Benediktiner zu Seitenstetten.

Inhalt.

Vorwort V

1. Kapitel: Der erste Unterberger in Strengberg . . . 1
2. „ Maria Thereſias Regierungsantritt 8
3. „ Mutter und Kind 13
4. „ Poldls Heldeneifer 26
5. „ Poldls Krankheit 39
6. „ Poldls Freundſchaft mit Heinrich Öttl . . . 46
7. „ Maria Thereſia in Strengberg 53
8. „ Des Vaters Entſchluß 64
9. „ Vergißmeinnicht 71
10. „ Ankunft in Seitenſtetten 78
11. „ Poldls Bekanntſchaft mit dem Kloſterpförtner 87
12. „ Weitere Berichte des Pförtners 97
13. „ Letzte Zuſammenkunft mit Heinrich 105
14. „ Johannes Pregand 112
15. „ Die Unterredung des Vaters mit dem Sohne 120
16. „ Poldls Flucht 130
17. „ Poldl in Linz 142
18. „ Nachrichten aus der Heimat 153
19. „ Frau Siegwarts Tod und Poldls Reiſe nach Wien 161
20. „ Poldl wird Soldat 171
21. „ Unterbergers weitere Beförderung. Tod der Kaiſerin 177
22. „ Die Krankheit des Kindes 181
23. „ Frau Unterbergers Tod 187
24. „ Krieg mit den Türken 193
25. „ Vater und Sohn 198
26. „ Der Pfarrer und der Oberſt 209
27. „ Die Franzoſenkriege 216
28. „ Unterbergers letzte Lebensjahre und Tod . . 225

P. T.

Nachdem nun bereits 22 Bände der von mir ins Leben gerufenen Sammlung österreichischer Unterhaltungsschriften:

„Für Hütte und Palast"

vorliegen und ich mir sagen kann, mit der Gründung dieser Sammlung dem längst fühlbar gewordenen Bedürfnisse nach **guter österreichischer Unterhaltungsliteratur** entgegengekommen zu sein, möchte ich das Unternehmen nun doch derart sichergestellt wissen, daß an seinem Fortbestande nicht gezweifelt werden kann.

Um dieses zu erreichen, brauche ich gegen 1000 sichere Abnehmer für jeden noch zur Ausgabe kommenden Band. Deshalb lade ich die Freunde guter Belletristik höflichst ein, mir durch **Subskription auf die Bände 23 und Folge** zu helfen, mein Unternehmen auf jene Basis zu stellen, deren es so dringend bedarf, um gedeihlich vorwärtsschreiten zu können.

Ich glaube mit meiner höflichen Einladung zur **Subskription auf die weiteren Bände von „Für Hütte und Palast"** umsoweniger eine Fehlbitte zu tun, als die bisher erschienenen 22 Bände gewiß Zeugnis dafür ablegen, daß die Sammlung **„Für Hütte und Palast"** der Unterstützung durch Subskription wert sei. Ich werde **alljährlich höchstens zwei Bände** ausgeben, damit den P. T. Subskribenten nur geringe Kosten (zirka 4—6 Kronen) pro Jahr erwachsen.

Umstehend füge ich noch ein Verzeichnis bei, auf Grund dessen sich P. T. leicht orientieren können, wenn Sie sich die bisher erschienenen Bände entweder alle nachschaffen oder Ihr Exemplar ergänzen wollen.

Mit vorzüglichster Hochachtung

Heinrich Kirsch,

Verlagsbuchhandlung, Wien, I., Singerstr. 7.

Bisher sind erschienen von:

„Für Hütte und Palast"

Sammlung gediegener österr. Unterhaltungsschriften.

I. **Alraunwurzeln.** Ein lustiges und lehrreiches Volksbüchlein v. J. Wichner. 3. Aufl. Brosch. K 2.—, geb. K 2.80.

II. **Aus der Mappe eines Volksfreundes.** Neue lehrreiche Erzählungen und lustige Schwänke von Josef Wichner. 3. Aufl. Brosch. K 2.—, geb. K 2.80.

III. **Im Schneckenhause.** Volksroman von Josef Wichner. 3. Aufl. Brosch K 2.—, geb. K 2.80.

IV. **Eligius.** Lebensbilder aus dem niederösterreichischen Gebirge von Dr. A. Kerschbaumer 2. Aufl. Brosch. K 2.—, geb. K 2.80.

V. **Erlauschtes.** Allerlei neue Geschichten, Schwänke und Gedanken von Josef Wichner. 3. Aufl. Brosch. K 2.40, geb. K 3.20.

VI. **Der Jäger von Dürnstein.** Eine Erzählung aus der Heimat von Dr. Anton Kerschbaumer. 3. illustr. Aufl. Brosch. K 1.20. geb. K 1.80.

VII. **Im Studierstädtlein.** Erinnerungen und Bilder aus dem Gymnasialleben von Josef Wichner. 2. Aufl. Brosch. K 3.—, geb. K 4.—.

VIII. **Anno dazumal!** Eine Geschichte aus der Franzosenzeit von Karl Landsteiner. Brosch. K 1.20, geb. K 1.80.

IX. **Nimm und lies!** Ein Schock neuer Geschichten, Schwänke und Gedanken von Josef Wichner Brosch. K 4.—, geb. K 5.—.

X. **Tanne und Rebe.** Dorfgeschichten aus dem Böhmerwalde und niederösterreichischen Weinlande von Joh. Peter. Brosch. K 2.—, geb. K 2.80.

XI. **Chronik von Wien.** Kurzgefaßte Geschichte der Kaiserstadt an der Donau von der ältesten bis in die neueste Zeit. Von Ferdinand Töhrer. 2. Aufl. Brosch. K 3.—, geb. K 4.—.

XII/XV. **Ostmark-Geschichten.** Gesammelte Erzählungen, Novellen und Humoresken von Dr. Jos. Scheicher. (Es werden hievon einzelne Bände nicht abgegeben.) Brosch. K 8.—, geb. K 11.20.

XVI. **Jahresringe.** Novellen u. Erzählungen von Josef Wichner. Brosch. K 3.—, geb. K 4.—.

XVII. **Der Karthäuser Ortolf.** Erzählung aus dem Aufstande der Bauern in Niederösterreich am Schlusse des 16. Jahrhunderts von Therese Rak. Brosch. K 2.40, geb. K 3.20.

XVIII. **An der Hochschule.** Erinnerungen u. Bekenntnisse von Josef Wichner. Brosch. K 3.—, geb. K 4.—.

XIX. **Der verhängnisvolle Zwanziger** und andere Erzählungen von J. Huber. Brosch. K 2.40, geb. K 3.20.

XX. **Im Frieden des Hauses.** Ein Volksbuch von J. Wichner. *Brosch. K 3.60, geb. K 4.60.*

Älplerblut. Allerlei Geschichten und Gestalten aus den *Bergen für das Volk.* Von Karl Reiterer. Brosch. K 2.—, *geb. K 2.80.*

DB 73 .U57 R34 1902 C.1
Ein osterreichischer General :
Stanford University Libraries
3 6105 040 019 478

DATE DUE			

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004